

Im Kampf mit der Schande

Gesammelte Aufsätze aus dunkler Zeit

von

Erich Schlaikjer

1.–3. Auflage

1920

Verlag der Täglichen Rundschau / Berlin

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Vorbemerkung

Die folgenden Aufsätze sind fast alle in der Tägl. Rundschau erschienen und sollen für unser Volk eintreten. Darüber hinaus entwerfen Sie vielleicht ein Bild verhängnisvoller Tage, das durch seine besondere journalistische Form nicht nur einen bestimmten Reiz, sondern auch einen bestimmten Wert erhält.

Berlin-Südende, im Herbst 1920

Der Verfasser



Meinem lieben Hans
zu eigen,
der am 21. August 1898 geboren wurde
und am 18. März 1917
als kriegsfreiwilliger Flieger
den Tod erlitt

Widmung

Weißt du noch, mein Knabe, wie wir alle zusammen den vereinigten Familienscharfsinn an die Bilderrätsel der „Täglichen Rundschau“ wandten? Mir ist, als wäre es so unendlich lange her; aber es war ja schon im Krieg, denn die Auflösung ergab immer eine aktuelle Formel der Kriegszeit. Weißt du noch, wie es mir immer so schwer auf die Seele fiel, daß die jungen Freiwilligen mit ihren unberührten Knabengesichtern in die Schlacht gehen mußten, während wir Älteren mit viel mehr schmerzgewohnten Herzen von der wirtschaftlichen Verantwortung festgehalten wurden? Weißt du noch, wie ich dieser Stimmung in der Unterhaltungsbeilage Ausdruck lieh und „unseren lieben Jungen“ einen bescheidenen Lorbeer reichte? Weißt du noch, wie du immer als erster nach der Unterhaltungsbeilage griffst? Weißt du noch, wie du im kindlichen Eifer jede unliebsame Erscheinung der Gasse und des öffentlichen Lebens sofort zu mir brachtest, damit ich sie in der Unterhaltungsbeilage gebührend festhielte?

Deine reinen Kinder- und Jünglingsaugen haben immer wieder in diesen Spalten gelesen und darum will ich dir auch hier ein schlichtes Holzkreuz setzen. Denn nun bist du selber einer von den „lieben Jungen" geworden, die fromm ihre Hände falteten und für ihren deutschen Glauben starben.

Ein blauer Sommersonntag mit festlichem Geläut vom Turm war dein Geburtstag, und wie ein Sonntag bist du durch mein Leben gegangen. Du verlorst deine Knabenseele früh an den stolzen Traum des Fliegens. Auf Spaziergängen konnte deine helle Stimme neben mir stundenlang von technischen Errungenschaften und Fortschritten plaudern. Ach, mein Hans, eine Kinderstimme plaudert wie ein silberner Bach durch eine blumige Au und ein Vater hört sein Plätschern so gern!

Fliegerbücher waren deine Lektüre. Der Flugplatz der Ort deiner Wonnen. Ein Flieger oder ein Zeppelin, der über unser Haus flog, versetzte dich in einen lebensgefährlichen Tumult. Flieger suchte dein Umgang und mit Fliegern standest du in brieflichem Verkehr. Mit sinnenden Augen und unermüdlicher Hingabe bautest du Flugzeugmodelle. Hinauf in die Lüfte und mitgearbeitet an dem neuen großen Traum der Menschheit. So lag die Zukunft vor dir.

Dann kam der Krieg. Du trugst noch kurze Hosen und dein erstes aufwallendes Begehren, sofort mit hinauszustürmen, wurde abgeschlagen. Gleichwohl war es, als wären die Türen des Lebens aufgesprungen und als lägen die Schuldinge nun als

etwas Unwesentliches hinter dir. Dein Briefwechsel mit Freunden und Fliegern an der Front nährte die Stimmung. Du wolltest als Flieger hinaus. Das war so selbstverständlich, daß nicht einmal wir alten dummen Eltern uns darüber wunderten. Ich glaubte indessen nicht, daß der Krieg dauern würde, bis du das Fliegeralter erreicht hattest. Aber da kam ich schön an. Nur ruhig abwarten. Wir werden ja sehen. Das war der stete, mit sicherer Überlegenheit wiederkehrende Endreim deiner Antworten. Du wußtest, was du wußtest. Und wahrlich, du trugst deine Bestimmung in der Seele. Du hast es gewußt.

Deine Meldung hatte schließlich Erfolg. Die Fliegerseligkeit begann. Die Träume reiften der Erfüllung entgegen. Daß dein Glück in der Nachbarschaft des Todes blühte, war dir von je bewußt gewesen. Was deine jungen Augen an Unglücksfällen sahen, vermochte dich nicht zu schrecken. Du hast Kameraden zu Grabe getragen, ehe sie dich zu Grabe trugen. Der Tod schreckt nicht, wenn man mit ganzer Seele liebt. Wie ein Künstler über seine Kunst, warfst du dich über das Fliegen. Wie streng die Gefahren deines neuen Berufs dich auch anblickten: immer war Sonne in deinen Briefen. Immer jubelte es: „Das Fliegen ist so schön. Ich will vorwärts. Ich will etwas vollbringen."

Dann aber brach das Dunkel jäh herein. An einem Sonntagabend saßen wir im Wohnzimmer. Mutter schrieb einen Brief an dich. Plötzlich wurde stark ans Fenster geklopft. Ein namenloses Grauen ging durch meine Seele. Sandte das Unheil draußen unsichtbare

Wellen zu mir herein? Ich schämte mich meiner Furcht, machte die Stimme fest und fragte, wer da sei. Ein Telegramm. Du warst abgestürzt. In einer langen bangen Nacht gingen wir im Zimmer auf und ab. Immer auf und ab. Am anderen Morgen erfuhren wir, daß du tot seist.

Wie ein heller Sonnenstrahl glitt deine heitere, tapfere Seele durch meinen schweren Arbeitstag. Wie ein unnennbarer Schatz war deine innige Liebe um mich. Ein festlicher Glanz war in deinem Dasein. Ich schäme mich meiner heißen Tränen nicht. Was sollte aus der Welt wohl werden, mein Hans, wenn wir beide bei der Trennung nicht weinen wollten?

Wir haben ein gutes Recht zum Klagen, aber wir haben kein Recht, uns von unseren Klagen übermannen zu lassen. Der tapfere Leutnant, der am Steuer saß und mit dir den Tod fand, trug das Eiserne Kreuz erster Klasse. Zwei Tage vorher hatte sein Bruder an der russischen Front den Fliegertod erlitten. Ein Jahr vorher war sein jüngster Bruder in der Champagne als Infanterist gefallen. Drei blühende Söhne besaßen die Eltern. Alle drei verschlang sie der Krieg. Wer darf demgegenüber klagen? Unendlich viele tragen an schwererem Leid als wir. Ganze Völker stürzen sich in den feurigen Tod. Wer darf so wenig stolz sein, daß er sein Teil nicht tragen wollte?

Nach Hamburg zu mir wolltest du fliegen, mein guter anhänglicher Junge? Nach Hamburg zu den Eltern wollte auch dein Leutnant. In die Heimat wolltet ihr beide. Schneetreiben, Sturm und Regen

schreckten euch nicht. Gott saß am Steuer und ließ euch mit guter Fahrt in die Heimat gelangen. An einem Sonntag bist du geboren. Ein Sonntag war dein Leben. An einem Sonntag bist du gestorben. Die Weisheit des Herrn ist ein ewiger Sonntag im Reich des Lichts.

Es gibt einen weiten strahlenden Kirchhof. Dort sind alle die begraben, die ihr Leben an die Erfüllung des großen Fliegertraums der Menschen setzten. In einer dunklen Ecke dieses Kirchhofs liegt nun auch ein kleines feldgraues Gymnasialjungchen. So ergreifend arm und bescheiden liegt es da. Nicht ein Fliegerleben hat es aufzuweisen, nur einen Fliegertod. Ach, mein Hans, wir sind kleine Leute an diesem Ort. Wären wir nur gar nicht erst hineingegangen. Wir müssen bescheiden sein, mein Junge! Wir wollen uns ganz in einer Ecke halten mit unserem unscheinbaren namenlosen Schmerz.

Fragt dann aber jemand: „Wie kommt dieses graue Jungchen in unsere Mitte? Was gab er für unseren hohen Traum?" Dann antwortet aus unendlicher Ferne wohl eine milde gütige Stimme: „Er begrub seine Seele im Tod des Fliegers und seine Seele war voller Licht."

Sieh, mein Hans, dann wird ein Leuchten auch um deinen grauen Hügel gehen. Dann tritt die kindliche Freude in dein Gesicht. Dann werden deine Augen in bescheidenem Glück leuchten, weil du für wert erachtet wurdest, dein Leben geben zu dürfen. Dann wirst du von stillem, jünglingshaftem Stolz

erfüllt sein, weil du im Tode unter den Menschen weilen darfst, unter denen zu weilen dir auf der Erde nur so kurze Zeit vergönnt war. Und wer weiß? Vielleicht wird dann einer von den großen erwachsenen Fliegern über dein Haar streichen und dir sagen, daß du ein braver deutscher Junge gewesen bist. Du aber wirst in kindlicher Hingabe deinen Kopf an ihn schmiegen.

Nicht wahr, mein Hans? Du suchtest so gern meine Nähe und gingst so gern an meiner Seite. So soll es auch in Zukunft zwischen uns bleiben. Erfülle meine Seele mit deinem Licht und meine Arbeit mit deiner Tapferkeit. Bändige meinen jähen Sinn durch deine unendliche Güte. Dann sind wir froh zusammen. Denn sieh, mein Hans, was hätten wir beide wohl von der Welt zu erbitten oder von ihr zu fürchten, wenn wir Hand in Hand die Straße wandern? Immer, wenn unsere Seelen ineinander klangen, waren wir von unnennbarem stillen Glück erfüllt. Wohlan, so soll es bleiben! Hand in Hand auf allen Wegen. Die Spielleute deiner Ehrenkompagnie sollen noch einmal spielen. Einen munteren Marsch. Trommel und Pfeifen und dazwischen das schmetternde Blech der Trompete. Die Soldaten sterben, aber das Soldatentum geht weiter. Die Welt will erkämpft sein von uns und unserem Land. Deine Augen sind blank wie der lachende Mai. Nur immer der Zukunft entgegen, mein stolzer Knabe! Hörst du den kriegerischen Marsch? Trommel und Pfeifen den Weg entlang. Trommel und Pfeifen das Leben lang.

I. Vor der Niederlage

Die politische Entwicklung

Vom Jungbrunnen des Kriegs

Eine demagogische Giftmischerei

Im „Berliner Tageblatt“ hat vor einiger Zeit eine kleine muntere Hetze gegen die „Alldeutschen und Konservativen“ stattgefunden, die in mehr als einer Beziehung eine ruhige Betrachtung erfordert. Innerpolitisch interessiert besonders die hinterhältige Gerissenheit, mit der sehr ernsthafte geschichtsphilosophische Anschauungen benutzt werden, um den politischen Gegner in einen üblen Ruf zu bringen, während nach außen hin unser Land mit eiskalter Gelassenheit den Feinden preisgegeben wird. In den Augen des Herrn Theodor Wolff ist ja jeder warmherzige Deutsche, der in den abgelaufenen Kriegsjahren von Sieg und Machtzuwachs träumte, ein alldeutscher Annexionist mit heimlichen Beziehungen zur Schwerindustrie. Die Bezeichnung „alldeutsch“ ist in seinem Munde immer mehr zu einem Sammelnamen geworden. Im vorliegenden Fall richtete sich die Hetze aber doch gegen die Alldeutschen im engeren Sinn, die sich im Alldeutschen Verband zusammengeschlossen haben.

Und was haben die getan?

Ja, das ist eine böse Sache! Das „Berliner Tageblatt“ schleppt in einer Reihe von Nummern Zitate herbei, durch die es den Beweis zu führen unternimmt, daß die Alldeutschen vor und während der gegenwärtigen Katastrophe in ihrer Presse den Krieg als einen Jungbrunnen gefeiert haben.

Man ist einen Augenblick versucht, darauf einfach zu erwidern: „Nun ja, und was weiter?“ Die Ansicht, daß der Krieg eine Wiedergeburt der Völker bewirkt, ist ja so alt und ist von Philosophen und Historikern so oft ausgesprochen worden, daß man nicht recht begreift, warum die Alldeutschen sie nicht auch vertreten sollten. Was sollte einem Menschen wohl geschehen können, weil er eine überaus gründlich erwogene geschichtsphilosophische Meinung ausspricht, die jedem Gebildeten geläufig ist?

Wer so denkt, kennt indessen die feineren Künste der Demagogie nicht, in denen die Hintermänner des „Berliner Tageblatts“ so unerreichte Meister sind. Die soeben zitierte Anschauung läßt sich im gegenwärtigen Augenblick mit einiger Geschicklichkeit sehr wohl so präparieren, daß sie zu Vergiftungszwecken geeignet ist. Unser Volk ist nach all dem bitteren Leid der langen Kriegsjahre begreiflicherweise müde und sehnt sich rechtschaffen nach Frieden. Lobpreisungen des Krieges hört nicht gern, wer unter ihm leidet. Die Demagogen in der Jerusalemer Straße brauchen also nur die Bezeichnung „Jungbrunnen“ mit dem augenblicklich allgemein gefühlten Weh kontrastieren zu lassen, um ihren Zweck zu erreichen.

Irgendwo sitzt eine Mutter in Tränen. Sie hat die Nachricht erhalten, daß nach ihrem ersten nun auch ihr zweiter und letzter Sohn gefallen ist. Das Weinen erschüttert den ganzen Körper.

An diese Frau tritt das „Berliner Tageblatt" in der Maske des treuherzigen Biedermanns mit solcher Rede heran: „Ja, ja, das tut weh! Das kann einen Menschen um den Verstand bringen. Das müssen augenblicklich viele durchmachen. Im ganzen Land geht es den Müttern so. Unsere Alldeutschen aber freuen sich von Herzen darüber. Einen ‚Jungbrunnen' nennen sie den Krieg. Wie gefällt Ihnen die Brunnenkur, liebe Frau? Wenn's nach den Alldeutschen geht, dauert sie noch ein paar Jahre usw."

Eine andere Frau härmt sich, weil ihre Kinder unter dem Einfluß des Hungerkriegs hohle Wangen bekommen. „Aber, liebe Frau," sagt zu ihr das Händlerblatt, „darüber darf man sich doch nicht grämen! Das ist ja der ‚Jungbrunnen', den uns die Alldeutschen immer so angepriesen haben. Davon kann man nach ihrer Ansicht gar nicht genug kriegen. Ihre reklamierten Maulhelden schreien unausgesetzt nach neuen Eroberungen usw."

Wo immer jemand an dem unermeßlichen Leid dieser Tage zu tragen hat, wispert die höhnische Stimme: „Wie gefällt es Ihnen? Das ist der Jungbrunnen der Alldeutschen. Spüren sie die Erfrischung? Noch nicht? Na, das wird schon kommen! Warten Sie nur, bis Ihre beiden letzten Söhne auch gefallen sind. Dann werden Sie die Verjüngung in jeder Ader spüren."

Noch einmal und allgemein gesprochen: die internationalen Macher im Organ des Herrn Mosse geben dem „Jungbrunnen" den Hintergrund namenlosen Elends, so daß er menschenfeindlich und volksfeindlich wirkt. Wenn vom Schlachtfeld etwas nervenaufpeitschend Schreckliches hereinweht oder wenn etwas Trauriges auf den Gemütern lastet, bemerken sie mit eiskaltem Hohn: „Der Jungbrunnen der Alldeutschen ist in Betrieb."

Glaubt man in der Jerusalemer Straße wirklich, daß wir Deutschen weit genug heruntergekommen sind, um uns vor einem so jämmerlichen demagogischen Kniff zu fürchten? Glaubt man wirklich, daß wir tief begründete Anschauungen verraten sollten, weil sie in verlogener Aufmachung volksfeindlich wirken? Glaubt man, daß wir uns vor den Erfolgen graulen, die das „Berliner Tageblatt" mit seiner talmudistischen Sophistik unter den Unmündigen etwa erzielen könnte? Es soll ein Verbrechen sein, den Krieg für einen Jungbrunnen zu halten? Ein Verbrechen, für das man in den Spalten des „Berliner Tageblattes" dem gaffenden Pöbel als ein blutrünstiges alldeutsches Scheusal gezeigt wird? Wohlan, es muß disparate Naturen geben und so nehme ich auch im 5. Kriegsjahr das Verbrechen dieser Anschauung auf mich. Bleiben meine Leser mir nur ein Weilchen treu, wird sich bald ergeben, wo ruhige Wahrheit und demagogische Winkelzüge zu finden sind.

Der von der pazifistischen Inquisition in der Jerusalemer Straße angeklagte Satz lautet, daß der Krieg

ein Jungbrunnen der Völker sei. Was besagt er, wenn man ihn seiner Bildhaftigkeit entkleidet?

Er behauptet, daß die Völker im Krieg neu geboren werden, so wie man in einem Jungbrunnen neu geboren wird. Diesen Gedanken sollen die alldeutschen Verbrecher vor dem Krieg oder während des Krieges vertreten haben. Diesen Gedanken vertrete ich noch heute und auch meine Leser werden ihm zustimmen, wenn wir die künstlichen Nebel des „Berliner Tageblatts" zerstreut haben.

Das falsche Spiel gegen die Alldeutschen wird durch den Umstand sehr erleichtert, daß das Wort ‚Jungbrunnen' einen so erfrischenden und angenehmen Klang hat. Man denkt unwillkürlich an einen Brunnen, der tief im Märchenwalde rauscht und aus dem man sich jung trinken kann. Der ganze Vorgang wird als ein Glück empfunden und darum kontrastiert er so wirkungsvoll mit dem Krieg, der unsagbares Unglück über die Menschen bringt. Die Alldeutschen aber haben mit dem Wort Jungbrunnen selbstverständlich nie etwas anderes als die Tatsache der Wiedergeburt und Neugeburt symbolisieren wollen. Daß ein europäischer Krieg eine angenehme Erfrischung sei, haben sie der Welt nie einreden wollen. Der Krieg bewirkt die Wiedergeburt eines Volks mit kriegerischen Mitteln, und es ist noch keinem zurechnungsfähigen Kopf unbekannt gewesen, daß diese Mittel hart sind. Am allerwenigsten aber kann man den Alldeutschen vorwerfen, daß sie darüber Illusionen gehabt oder bei anderen genährt hätten. Ihre Mahnungen beschworen im Gegenteil immer den

ungeheuren Ernst der kommenden Stunde und riefen zur Wehrhaftigkeit auf, als das „Berliner Tageblatt" den sinnlichen Kitzel in allen nur möglichen Formen kultivierte. Sogar in dem Satz der Alldeutschen Blätter, der ausdrücklich unter Anklage gestellt ist, wird betont, daß der Krieg „neben furchtbar Schwerem" Rettung und Segen bringen werde.

Die Schrecken des Kriegs und nun gar des modernen Kriegs drängen sich so überwältigend auf, daß sie noch nie einem Schriftsteller entgangen sind. Der logische Fälschertrick des „Berliner Tageblatts" besteht einfach darin, daß er den Vergleichungspunkt zwischen Jungbrunnen und Krieg in das Angenehme und Erfrischende setzt, während er natürlich in der Tatsache der Wiedergeburt liegt. Die dunklen Ehrenmänner dieses philosophischen Kunststücks lassen die Alldeutschen nicht sagen, daß der Krieg eine Wiedergeburt bedeute, sondern daß er ein wunderbar erquickender Aufenthalt unter den rauschenden Bäumen des Märchenwaldes sei. Sie unterstellen, daß ausgerechnet die Alldeutschen, die bei jeder Gelegenheit die Härte der herannahenden Entscheidungen betonten, im Krieg so etwas wie eine empfehlenswerte Badereise gesehen hätten. Wir wagen nicht zu bestreiten, daß diese heimliche Verschiebung des Vergleichungspunktes auf arglose Leser wirkt, wie wir denn überhaupt die demagogischen Fähigkeiten des „Berliner Tageblattes" nicht in Frage stellen möchten. Nur täuscht man sich in der Redaktion, wenn man etwa annehmen sollte, daß der zurechnungsfähige Teil des

Publikums den sittlichen Wert derartiger Kniffe nicht durchschaut.

Der zweite logische Trick, der in diesem Fall zur Anwendung kommt, ist dann eine in aller Heimlichkeit vorgenommene Fälschung der Behauptung. Die Alldeutschen sagen, daß im Jungbrunnen des Krieges die Völker wiedergeboren werden; im „BerlinerTageblatt“ aber stellt man sich so an, als ob von einer Wiedergeburt der einzelnen die Rede sei. Viele einzelne werden im gegenwärtigen Krieg an Leib und Seele zuschanden geschlagen, ach, so bitter viele, und das Schicksal ihres unermeßlichen Leids benutzt das „Berliner Tageblatt“, um das Wort ‚Jungbrunnen‘ wie einen Hohn klingen zu lassen.

Nicht wahr? Der blinde Mann, der dort in einem Wagen gefahren werden muß, weil er keine Beine hat, der ist schön wiedergeboren?

Im Geist dieser Frage will die Demogogie der Flaumacher, daß das Wort ‚Jungbrunnen‘ von den Lesern empfunden werden soll, und so wird es auf dem Hintergrund des fünften Kriegsjahrs auch empfunden, wenn man es mit der nötigen Gerissenheit in die Debatte wirft.

Nun hat aber weder ein alldeutscher noch sonst ein Schriftsteller je von einer Wiedergeburt der einzelnen gesprochen, die ja ganz augenfällig zu Tausenden totgeschlagen werden, sondern von einer Wiedergeburt der Völker. Im Krieg sterben die einzelnen, damit die Völker leben können. Mit dieser Wahrheit aber wäre das politische Geschäftchen nicht zu machen und so wird

im Interesse der demagogischen Verhetzung die ursprüngliche Behauptung in aufreizender Weise gefälscht.

Wird aber nicht sozusagen das ganze Volk vom Unglück heimgesucht?

Ja.

Und darf man sagen, ein Volk werde neugeboren, wenn es in Leid und Elend gestürzt wird?

Ja, das darf man.

Steht das tiefe Leid nicht in einem Gegensatz zu der behaupteten Wiedergeburt?

Umgekehrt: das Leid ist ein notwendiger Bestandteil der Verjüngung. Ohne das Leid könnte eine Wiedergeburt des ganzen inneren Menschen überhaupt nicht stattfinden.

Wir alle wissen ja, daß Schmerzen läutern und die Welt war 1914 der Läuterung offenbar sehr bedürftig. Wenn die Menschen im Begriff sind, dreiste Dirnen zu Priesterinnen des öffentlichen Lebens zu machen, kann sie nur das Unglück vom drohenden Abgrund zurückreißen. Der maßlose Überschwang, der hohnlachend alle Güter der Seele an die sinnliche Lust verrät, kann nur durch den Schmerz gebändigt werden. Wer die ewige Heimat hinter der Welt vergessen hat, muß die harten Straßen des Leids wandern, damit er sich wieder nach ihr sehnen lerne. In dem Augenblick, in dem die Menschen sich anschicken, das Diesseits zu vergöttern, kommt darum zu ihrem Heil das Unheil über sie. Wenn das Herz zu brechen droht, lernen wir die Fragwürdigkeit des Lebens einsehen und sehnen

die Befreiung aus seinem Sklavendienst herbei. Vom Trug der Sinnlichkeit wenden wir uns ab und fallen dankbar und ergriffen vor den seelischen Werten nieder, die allein unser irdisches Dasein vor Fäulnis zu schützen vermögen. Die Quellen der Sittlichkeit beginnen neu zu sprudeln. Die heroischen Empfindungen werden wiedergeboren. Ein Geschlecht, das den Leib verehrte, wandelt sich in Menschen, die mit reiner Stirn zum Licht emporblicken.

So alt wie die Menschheit ist die Kenntnis dieses Zusammenhangs. Bei den Griechen finden wir ihn, bei den Indern, bei den Ägyptern, im Christentum. Wie heißt es noch beim großen Äschylos?

Dein ist die Weisheit, Zéus, und du beschließest,
Daß auch wir Sterblichen die Weisheit schmecken,
Durch Leid, durch tiefes Leid, denn das macht klug.
Gestorb'ne Hoffnung gibt uns tiefste Einsicht.
Wen Schmerz zerriß, der weiß Bescheid um Menschen,
Bescheid um Götter. Wie zur Regenzeit
Die grauen Wasser unablässig tropfen,
So rauscht das Leid in unsre bangen Nächte,
Tropft unablässig auf das Herz und flößt
Ihm Weisheit ein. Von Göttern aus der Höhe
Hernieder quillt sie, und wir werden weise
Auch wider Willen.

Die Flaumacher im „Berliner Tageblatt“ und anderswo machen sich einer verbrecherischen Demagogie schuldig, wenn sie unserem Volk einzureden suchen, der Krieg könne unmöglich eine Wiedergeburt sein, weil er so viel Leid bringe. Sie nehmen dem Unglück seinen tiefsten Sinn und belasten die Gemüter der Heimgesuchten. Was sollte uns wohl aufrecht halten,

wenn nicht die feste, unerschütterliche Gewißtheit, daß das namenlose Weh dieses Kriegs nicht umsonst unsere Herzen zerrissen haben kann? Alle tiefen Geister stimmen darin überein, daß gerade im Leid der ewige Quell der Verjüngung sprudelt. Und das sollte nur für uns nicht zutreffen? Warum sollten gerade wir wie Sklaven von einem rohen Aufseher unnütz und zwecklos gepeinigt werden? Warum sollte gerade unser Volk, an dem Gott in diesem Krieg so unendlich Großes getan hat, eine Wiedergeburt durch das erlittene Leid nicht erfahren? Und warum sollten wir dieser Wiedergeburt nicht mit frohem Zukunftshoffen entgegensehen?

Aber wir sind so müde!

Ja, das sind wir.

Wir sehnen uns so sehr nach Frieden!

Ja, das tun wir.

Aber soll ich darin vielleicht einen Widerspruch erblicken? Mir scheint es umgekehrt die natürlichste Sache von der Welt zu sein. Auch wenn das Leid die ewigen Kräfte in uns neu gebiert, zerreißt es ja das Herz und wir sehnen sein Ende herbei. Unser Volk weiß in seinen Sprichwörtern, daß das Unglück eine gute Schule ist; aber es ist selbstverständlich eine Schule, die jeder gern hinter sich hat. Daß Marschübungen der Gesundheit dienlich sind, wird niemand bestreiten wollen. Wer aber allzu lange marschiert hat, droht vor Müdigkeit umzufallen und sehnt sich nach dem Lager.

Die Demagogen im „Berliner Tageblatt“ folgern so: ‚Sollte der Krieg dir nicht eine Wiedergeburt bringen?‘

Ja.

Eine Wiedergeburt ist doch ein Glück?

Ja.

Ein Glück ist doch etwas Angenehmes?

Ja.

Also war dir im Krieg etwas Angenehmes verheißen?

Ja.

,Siehst du wohl, wie dich die Alldeutschen betrogen haben! Die haben dich schön hineingeritten. Ist es etwa angenehm, totgeschossen zu werden? usw.

Wenn nur ein Funken von Ehre in ihnen wäre, müßten sie so sprechen: Du weinst über deinen Sohn, Mutter? Laß die Tränen ruhig fließen, denn dein Schmerz ist hart. Vergiß aber nicht, daß Gott die Völker durch so schwere Prüfungen schickt, damit die Reinheit ihrer Seele neu geboren werde. Die Krieger sterben und uns Daheimgebliebenen wird das Herz zerrissen. All das unermeßliche Leid aber ist nur ein Stück in den tiefen Plänen Gottes. Nicht grundlos starb dein Sohn. Nicht grundlos fließen deine Tränen. Wenn dir einmal die irdische Binde von den Augen genommen ist, wirst du erkennen, daß du gerade durch diese dunklen Stunden hindurch mußtest, um den Weg zum Licht zu finden. Dein Sohn ist bei Gott. Wie lange noch, dann bist du auch da. Warum willst du weinen? Richte deinen Sinn auf die Ewigkeit und sei getrost"

Das „Berliner Tageblatt" hetzt gegen die Alldeutschen aber nicht nur, weil sie im Krieg einen Jung-

brunnen sehen, sondern behauptet von ihnen auch, daß sie ihn herbeigesehnt hätten. Um die Behauptung zu stützen, werden aus allen möglichen Schriftstellern allerhand Sätzchen herausgerissen, die in ihrer losgelösten Form überhaupt keine Beweiskraft besitzen. Selbst aber, wenn man als wahr unterstellen wollte, daß mancher ehrliche Mann unter den Alldeutschen sich nach dem Krieg gesehnt hätte, was wäre daran zu verdammen? Vor dem Krieg lagerte auf dem politischen Leben Europas ein schwüler Druck, an dem man zu ersticken drohte. Im kulturellen Leben aber breitete sich eine sinnliche Schamlosigkeit aus, an der die Börsianer des „Berliner Tageblatts" zwar ihre Freude hatten, in der vornehme Naturen aber nicht mehr atmen konnten. Warum sollte es uns befremden, daß unter diesen Umständen mancher den Krieg als eine Erlösung herbeigewünscht haben mag? Können in der Natur wie in der Geschichte nicht Pracht und Schauer des grandiosen Gewitters erhabener und besser sein als die vergiftete stinkende Luft vorher? Ja, wenn man die Alldeutschen beschuldigen könnte, sich nach einem so frivolen Raubkrieg gesehnt zu haben, wie ihn England gegen die Buren führte, wäre die Sache freilich schlimm. Von einem Raubkrieg oder Angriffskrieg in irgendwelcher Form ist aber nicht einmal in den herausgerissenen Sätzchen die Rede, die vom „Berliner Tageblatt" zusammengetragen worden sind. Es handelt sich bei den Alldeutschen immer um einen von der einkreisenden feindlichen Welt uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg, der mit der Gewalt eines unent-

rinnbaren Schicksals über uns kommt. Wie recht sie hatten, einen derartigen Krieg als unser deutsches Fatum anzusehen, beweist die Katastrophe, in der wir uns befinden. Wenn ein Alldeutscher aber die heraufziehenden schweren Stunden für unvermeidlich hielt, warum sollte er sie nicht herbeisehnen? Warum sollte er nicht das Gewitter der Schwüle vor dem Gewitter vorziehen dürfen?

Gesetzt, daß der europäische Verfallsprozeß, an dem die blutsverwandten Vettern des „Berliner Tageblatts" einen so großen Anteil hatten, nun die Kräfte des deutschen Volks aufzehrte, war es dann nicht Pflicht, den Ausbruch des Krieges herbeizusehnen, solange wir die Kraft noch besaßen? Wenn die uns umringenden Feinde im Lauf der weiteren Entwicklung so stark zu werden drohten, daß Rettung für uns nicht mehr möglich schien, war es dann nicht notwendig, den Ausbruch des Kampfes herbeizuwünschen, während das Stärkeverhältnis uns noch einige Aussichten ließ? Man kann von der denkbar stärksten Abneigung gegen den Krieg beseelt sein und kann unter solchen Umständen sein schnelles Kommen doch erflehen.

Vor allen Dingen aber: was hat das mit der politischen Verantwortung für den Krieg zu tun? Wenn die Alldeutschen aus Freude an der militärischen Kraftentfaltung oder im Hinblick auf die zu erwartende Beute zu einem Angriffskrieg geraten hätten, wären sie allerdings verantwortlich zu machen. Nie aber war bei ihnen von etwas anderem die Rede als von einem Verteidigungskrieg, den uns die umringenden Feinde

aufzwangen. Vor diesem Kriege haben sie gewarnt. Für diesen Krieg haben sie gerüstet. Diesen unvermeidlichen Schicksalskampf des deutschen Volks wünschten sie ausgefochten zu sehen, so lange wir noch eine Möglichkeit hatten, ihn zu bestehen. Das war ihre patriotische Pflicht und ihr patriotisches Verdienst. Die politische Verantwortung für den Krieg fällt auf die Mörder der Entente, die uns mit langen scharfen Messern umstellt hatten und uns keine Möglichkeit als die des Kampfes ließen.

Was aber tut das „Berliner Tageblatt?"

Es hetzt in ungezählten Artikeln gegen die Alldeutschen, fälscht in demagogischer Weise ihre geschichtsphilosophischen Ansichten und belastet sie mit der politischen Verantwortung für die gegenwärtige Katastrophe! Während wir noch im Kampf begriffen sind, nimmt es unseren mörderischen Feinden die Verantwortung ab und legt sie auf die deutschen Volksgenossen.

Und in welcher Form geschieht das? Sorgt das frevelhafte Blatt wenigstens dafür, daß unser Staat nicht in Mitleidenschaft gezogen wird? Vor dem Krieg lagen die Schicksale Deutschlands ja in den Händen Bethmann Hollwegs, der das gerade Gegenteil von einem Alldeutschen war und während des Kriegs dem „Berliner Tageblatt" sehr nahe stand. Die Krone trug damals wie heute Wilhelm II., dessen Friedensliebe so völlig unumstritten war, daß in den letzten kritischen Tagen vor Ausbruch der Katastrophe sogar der „Vorwärts" des Herrn Ströbel an sie appellieren konnte. Diese Tatsachen sind dem „Berliner Tageblatt" so gut

bekannt wie uns. Nimmt es auf sie nun wenigstens die Rücksicht, die vaterländisches Gefühl und Wahrheitsliebe in gleicher Weise fordern?

Es fällt ihm gar nicht ein. Es hetzt mit dreister Verlogenheit gegen die Alldeutschen, macht sie unter den Augen des ganzen Auslands zu Mitschuldigen am Krieg und bringt nicht einmal den Staat aus der Schußlinie.

Wenn es sich schon nicht scheut, mitten in unserem Daseinskampf die eigenen Volksgenossen dem schadenfrohen Hohn der Feinde preiszugeben, sollte es doch wenigstens mit aller Kraft zum Ausdruck bringen, daß sie auf den bis zur Schwäche friedliebenden Staat Bethmanns keinen Einfluß hatten. Geschieht das nicht, muß ja jeder unbefangene Leser die Anschauung gewinnen, daß die Alldeutschen es waren, die bei jeder Gelegenheit mit dem Säbel rasselten und 1914 ihren Willen durchsetzten. Wir haben ja den nackten Landesverrat, wenn es nicht geschieht.

Es geschieht trotzdem nicht. Das „Berliner Tageblatt" betreibt seine Hetze gegen die Alldeutschen ohne alle nationalen Hemmungen und Sicherungen.

Es erreicht dabei folgende Dinge, von denen ihm jedes in seiner Art offenbar willkommen ist. Es verleumdet die Alldeutschen, auf die es aus mehr als einem Grunde seinen unauslöschlichen Haß geworfen hat. Es streut den giftigen Samen ins Volk, daß die „Konservativen und Alldeutschen" zum Krieg gehetzt hätten und deutet damit in demagogischer Weise an, was Herr Cohn-Nordhausen offen aussprach, als er

im Reichstag die Verantwortung für den Krieg auf uns legte. Es belastet endlich unseren Staat in den Augen des feindlichen Auslands und der neutralen Welt in der gefährlichsten Weise.

Und über all das sollten die geriebenen Hintermänner des Blatts sich nicht freuen? Ein Hieb gegen das bewußte Deutschtum. Giftsamen in das Volk und in die Kriegsstimmung. Ein nackter Verrat am Staat nach außen.

Drei leckere Schüsseln, die so gut wie nichts gekostet haben. Nur ein bißchen Herumfälschen an geschichtsphilosophischen Anschauungen. Nur ein geschicktes Mischen der Karten, kaum der Rede wert. Und für einen solchen Preis gleich drei leckere Schüsseln? Für ein paar demagogische Kniffe, die innerhalb der Zunft nicht einmal als etwas Besonderes gelten, eine wohlbesetzte Tafel? Für etwas anrüchige Moral einen göttlichen Schmaus mit appetitlichen Schaugerichten für die Entente? Und das in diesen Tagen, wo man sonst alles mit schwerem Geld bezahlen muß?

Heißt ein Geschäft! Heißt ein Geschäft!

Der Jubel von 1914

Beginnende Geschichtsfälschung

In der munteren Hetze gegen die Alldeutschen, die wir in unserem Aufsatz über den Jungbrunnen des Kriegs behandelt haben, ereignete sich ein interessanter kleiner Zwischenfall, den wir noch nachträglich für unsere Leser aufzeichnen wollen. Er verdient um so mehr der Vergessenheit entrissen zu werden, als er neben dem demagogischen Gift eine sanfte unfreiwillige Komik enthält, die das Gemüt versöhnlich stimmt. Ein Herr Dr. Friedrich Thimme also stellte im „Berliner Tageblatt" fest, daß die Alldeutschen bei Ausbruch des Kriegs so recht die Gemeinheit ihrer Seele enthüllt hätten.

Wodurch? Was taten sie?

Sie jubelten! In den Augusttagen 1914 hat man sie persönlich und in ihrer Presse ganz deutlich jubeln hören.

Man denke: über einen Krieg jubeln! In den philanthropischen Augen des „Berliner Tageblatts" kann es überhaupt nichts Schlimmeres geben. Sobald ein Krieg ausbricht, hat man eine bußfertige Nieder=

geschlagenheit zu zeigen und das Schicksal des Landes in die treuen Hände von Theodor Wolff und Cohn-Nordhausen zu legen. Die Beiden wissen im Verein mit ihren Vettern und Gesinnungsgenossen am besten, wie die deutsche Volksstimmung in einem Krieg beschaffen sein muß. Alle Formen des Jubels müssen von vornherein wegfallen. Selbst eine mehr gedämpfte Anerkennung der heroischen Seiten des Kriegs kann nicht geduldet werden. Ebensowenig darf man selbstverständlich mit dem „Jungbrunnen" kommen. In einem Krieg muß vor allen Dingen und immer wieder gestöhnt werden. Wo man einen Seufzer, eine traurige Miene, ein gedrücktes Wort anzubringen vermag, muß es geschehen. Ein bedenkliches Gesicht, das schweres Unheil vermuten läßt, ist im Krieg nicht mit Geld zu bezahlen. Man braucht sich dabei durchaus nicht unangenehmen Dingen auszusetzen. Wollen die Leute Näheres wissen, zucke man vielsagend die Achsel und gehe seinen Weg.

Je mehr es gelingt, im ganzen Volk tiefen Mißmut zu verbreiten, um so besser ist es. Gerade das ist die rechte Kriegsstimmung. Selbstverständlich muß daneben auch im Ausland etwas geschehen. Die feindliche Hetze gegen die preußischen Junker, den Militarismus und die Alldeutschen muß geschürt werden. Dafür aber wird von zuverlässigen Leuten in den Spalten des „Berliner Tageblatts" gesorgt. Der schlichte Bürgersmann hat damit nichts zu tun und würde zu diesen feineren Künsten auch gar nicht fähig sein. Wenn er nur immer ein trübes Gesicht zeigt und den Samen

der Unzufriedenheit ausstreut, hat er seine patriotische Pflicht getan.

Ja, entgegnet mir das „Berliner Tageblatt“, wir sind eben aufgeklärte Demokraten und vermögen über etwas so Schreckliches wie den Krieg nur zu weinen. Jubeln können nur hartgesottene Reaktionäre.

Wirklich? Hat man in der Jerusalemer Straße gelegentlich etwas von Freiligrath gehört? Von dem alten demokratischen Revolutionär, der mit Marx und Engels befreundet war? Und weiß man nicht, wie dieser tapfere Freiheitsmann den Krieg von 1870 begrüßte?

Hurra, du stolzes schönes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, Hurra, Hurra!
Hurra, Germania!

Uns will scheinen, daß auch die Alldeutschen nicht viel stärker gejubelt haben können, als ihnen 1914 bestimmt wurde, für ihr Land zu sterben. Das Jubeln bei Ausbruch eines Kriegs ist offenbar ein nationales Laster unseres Volks, von dem sich auch die Demokraten nicht freizumachen wissen, sofern sie deutschen Blutes sind.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie ähnlich der alte Freiligrath in manchen Dingen den modernen Alldeutschen ist. Auch er ist noch so unkultiviert, daß er

im Krieg das Erhabene zu sehen vermag. Er kennt den Schmerz, den Deutschland um seine Kinder trägt. Er betont ihn ausdrücklich, aber dann redet er in ergreifender Weise sein Vaterland also an:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Was sagt man im „Berliner Tageblatt" zu diesem Alldeutschen? Die eiskalte Ablehnung aller nationalen Wärme gehörte damals offenbar noch nicht zu den notwendigen Kennzeichen der Demokratie. Man liebte sein Land, man hoffte auf eine siegbeglänzte Zukunft. Natürlich wollte auch Freiligrath eine freiheitliche Entwicklung, aber er leitete daraus nicht die Verpflichtung ab, dem kämpfenden Deutschtum fortgesetzt ein Messer in den Rücken zu stoßen. Diese Sorte von Freiheitsliebe wurde erst entdeckt, als sich der Liberalismus in der Jerusalemer Straße ansiedelte.

Rechnet man es aber den Alldeutschen als ein Verbrechen an, daß sie 1914 bei Ausbruch des Kriegs jubelten, benutzt man diesen Jubel, um sie in den Verdacht der Kriegshetze zu bringen — wie will man sich dann zu dem ungeheuren Jubel stellen, der damals durch ganz Deutschland brauste?

Bei aller ernsten Ergriffenheit klangen ja überall begeisterte Lieder. Die Züge, die unsere wehrhafte

Mannschaft ins Feld brachten, waren wahre Triumph- und Jubelzüge. War das Roheit? War vielleicht das ganze Volk in der gleichen Verdammnis wie die alldeutschen Verbrecher? Oder wie meint man, das auffassen zu müssen?

Aus der Welt schaffen lassen sich die Tatsachen doch nicht gut. Wenn sie aber bestehen bleiben, kann man den Alldeutschen unmöglich einen Jubel ankreiden, an dem das ganze Volk teilnahm!

Und Sie halten es im Ernst für schwer, aus diesem Widerspruch herauszukommen? Sie meinen, daß Herr Dr. Friedrich Thimme sich dieser Zwickmühle nicht durch eine elegante Wendung zu entziehen wüßte? Da unterschätzen Sie ihn aber ganz erheblich! Man kann vielleicht sogar sagen, daß er gerade in derartigen kleinen Kunststücken ein Meister ist. Logische Fesselungen braucht ein Mann wie er nicht zu scheuen. Er macht ein paar geschickte Griffe, dem Publikum flimmert's eine Sekunde lang vor den Augen, und dann ist er wieder frei.

In einem offenen Brief an den Baron von Vietinghoff-Scheel läßt er sich am 7. September 1918 in den Spalten des „Berliner Tageblattes" also vernehmen:

„Ich verstehe ja, daß Ihnen das Eingeständnis des alldeutschen Kriegswillens schwer fällt. Heute jubelt das deutsche Volk längst nicht mehr über den Krieg, es hat überhaupt nie über den Krieg gejubelt. Das war eben nur das alldeutsche Häuflein! Heute seufzt das deutsche Volk entschlossen, wie es ist, in seinem Verteidigungskriege durchzuhalten, über den Krieg. Heute geht das biblische ‚Seufzen der Kreatur' in einem

Maße wie nie zuvor durch die ganze Menschheit. Heute glaubt auch kaum noch jemand an den ‚großen Jungbrunnen'".

Was habe ich gesagt? Ist es nicht ein kleines Kabinettstück, wie Herr Friedrich Thimme sich mit dem Jubel von 1914 auseinandersetzt? Zunächst stellt er die unanfechtbare Tatsache fest, daß besagter Jubel eine Reihe von Jahren zurückliegt und daß inzwischen die Stimmung eine andere geworden ist. „Heute jubelt das deutsche Volk längst nicht mehr über den Krieg." Nachdem das Publikum durch diesen wahrheitsliebenden Satz sozusagen in eine vertrauensselige Narkose versetzt worden ist, fährt er dann gelassen fort: „Es hat überhaupt nie über den Krieg gejubelt," und die anscheinend so schwierige Sache ist erledigt. Die Alldeutschen sitzen wieder als isolierte Sünder auf der Anklagebank. „Das war eben nur das alldeutsche Häuflein."

Haben Sie einmal gehört, wie sich die Frau in der Anekdote verteidigte, als sie vor Gericht stand, weil sie einen geliehenen Topf zerbrochen hatte?

Erstens, sagte sie, habe ich von der Klägerin überhaupt keinen Topf geliehen. Zweitens war er schon entzwei, als ich ihn bekam.

Man sollte es ja kaum für möglich halten, aber es ist nun einmal so: genau das gleiche logische Schema wendet Herr Thimme an, um zu einer wirkungsvollen Hetze gegen die Alldeutschen zu kommen.

„Erstens liegt der Jubel des deutschen Volkes schon Jahre zurück. Zweitens hat er überhaupt nicht stattgefunden."

Es ist im Grunde schade, daß die historischen Umstände nicht gestatten, den stillen Humor dieser wissenschaftlichen Leistung in ungetrübter Seelenstimmung zu genießen. Was die unsauberen Geister vom „Berliner Tageblatt" erreichen wollen, ist ja leider allzu klar. Nachdem sie jahrelang zweimal täglich dem deutschen Volk den nationalen Glauben aus dem Herzen gerissen haben, sollen nun auch die großen Weihestunden von 1914 daran glauben. Erst wenn man den Krieg, um mit Herrn Alfred Kerr zu sprechen, in ein „viehisches Begebnis" verwandelt hat, das von jedem braven Deutschen mit Verachtung bespuckt wird, darf man einigermaßen sicher sein, daß sich die nationale Wiedergeburt nicht einstellen wird, die von den Hintermännern des „Berliner Tageblatts" mit asiatischem Fanatismus gehaßt wird. Weil aber die Absicht so leicht zu erkennen ist, steht am Ende zu hoffen, daß das deutsche Volk beizeiten merkt, wohin die Reise geht.

Wie man dem Feind hilft : : :

Ein Beitrag zur Kenntnis des „Berliner Tageblatts"

Im gegenwärtigen Krieg ist es klar geworden, warum die deutsche Einigung den Weg über Preußen nehmen mußte. Jahrzehntelang war Preußen mit unseren liberalen Großvätern in Konflikt und wurde gelegentlich gerade von den edelsten Herzen am bittersten gehaßt. Auch nach dem Auftreten Bismarcks und der vollzogenen Einigung ist dieser Preußenhaß keineswegs gestorben. Er hatte kein partikularistisches Programm mehr oder hatte es doch nur ausnahmsweise und mehr als eine Rarität. Er nahm das neue Deutsche Reich als eine willkommene Tatsache hin, aber er fuhr fort auf demokratischer Grundlage das Preußentum zu hassen. Im besonderen die Junker, in denen Preußenmacht und Preußengeist am stärksten verkörpert waren, verfielen dem Haß.

Warum war die Geschichte diesen schmerzenreichen Weg gegangen? Warum hatten wir als einiges Reich nicht das liberale Deutschland erhalten, dem Freiligrath seine ersten politischen Lieder sang? Warum war dieser junge Traum von Sonne und Freiheit nicht in Erfüllung gegangen? Warum mußten gerade die ostelbi-

schen Junker einen so großen Einfluß besitzen? Warum war nicht ein rein bürgerliches Land erreicht worden, in das kein Feudalismus seine Schatten warf? Warum nur nicht? Warum?

Im gegenwärtigen Krieg fielen dann die Schleier von den verborgenen Absichten der Geschichte. Bereits im abgelaufenen Frieden war den unbefangenen Köpfen auf der deutschen Linken klar geworden, daß die Machtstellung des preußischen Junkertums als wertvolle Entschädigung für manche peinlichen Dinge die Erhaltung der Landwirtschaft gebracht hatte. Was darin aber lag, wurde ganz und im tiefsten doch erst empfunden, als der Krieg ausbrach und wir auf unsere eigene Ernte angewiesen waren. Da wurde der alte Moltke wieder lebendig, der uns im nächsten Krieg den Untergang prophezeit hatte, wenn wir unsere Landwirtschaft verfallen ließen. Da ging es jedem wie ein Schauder durch die Seele, daß er damit recht gehabt hatte, und jeder dankte Gott, daß die Landwirtschaft noch vorhanden war.

War die deutsche Landwirtschaft aber notwendig, war es das Heer nicht minder. Die starke Betonung alles Militärischen, die uns der Umweg über Preußen gebracht hatte, erwies sich rückblickend als lautere Vernunft. Das Deutschland Freiligraths wäre ohne Zweifel freiheitsliebend, tüchtig und tapfer geworden. Militärisch aber wäre es nie geworden, was wir vor dem Krieg waren. Die beispiellose Entwicklung, die der Militarismus bei uns gefunden hatte, wäre ohne Preußen nicht denkbar gewesen. Es war preußischer Geist,

den Militarismus ernster zu nehmen als alle Dinge zwischen Himmel und Erden. Und wo wären wir in der großen Not von 1914 wohl geblieben, wenn es nicht geschehen wäre? Bis zum Krieg hatte man noch fragen können, warum wir den Umweg über Preußen hatten machen müssen. Mit dem Krieg hörten die Fragen von selber auf. Jeder sah ein, daß die Geschichte in ihrer unerforschlichen Weisheit uns geführt hatte, wie wir geführt werden mußten, um als Volk erhalten zu bleiben.

Im feindlichen Ausland war selbstverständlich nicht unbemerkt geblieben, daß ein Teil unseres Bürgertums und die Arbeiter mit dem Junkertum einen innerpolitischen Kampf ausfochten, und ebensowenig, daß es sich dabei um bestimmte politische Freiheiten handelte. Als nun der Krieg ausbrach und die wilde Verleumdungshetze gegen uns begann, benutzte im besonderen England diesen inneren Zwist, um uns in den Augen der anderen Völker herabzusetzen. Aus dem Deutschland der freien und hochentwickelten Presse, des radikalen Reichstagswahlrechts und der Parlamente, aus dem Reich der straff organisierten und sehr starken Sozialdemokratie, der blühenden Schulen und Wissenschaften, aus diesem Deutschland, das auch in bezug auf politische Freiheit und Menschenwürde die westlichen Nachbarn schlug, wurde ein finsteres Land gemacht, in dem der Junker mit der Reitpeitsche über geduckte Sklaven herrschte.

Die neutralen Völker waren zum größten Teil demokratisch. Was also konnte mehr geeignet sein,

sie gegen uns aufzuhetzen, als gerade diese Lüge? Und wie konnte man den Kriegswillen der eigenen Massen besser steigern, als indem man ihnen vorspiegelte, daß eine rohe deutsche Gewaltherrschaft über sie hereinzubrechen drohe? Mit unheimlicher Zähigkeit wurde darum immer wieder der Satz in die Gehirne gehämmert, daß die Deutschen Sklaven seien. In allen Sprachen der Erde, in immer neuen Zehntausenden von Artikeln wurde behauptet, daß bei uns die gestiefelten und gespornten Junker mit der Reitpeitsche über ein rechtloses Volk herrschten. Wo der Feind dieses Bild nur immer wachrufen konnte, geschah es. Gerade dadurch sollten wir in den Augen der zivilisierten Völker erniedrigt werden.

Auf dem Hintergrund dieser Tatsache lese man nun den folgenden Ausschnitt aus dem „Berliner Tageblatt", den wir genau im Schriftsatz des Originals mit allen Sperrungen wiedergeben:

Die „Kösliner Zeitung" vom 22. August veröffentlicht folgende Anzeige:

Der Gutsherr und das junge Mädchen.

„Kulturbild aus Pommern."

Diejenigen Frauen,

welche Zeuge waren, als Herr v. Schmeling, Güdenhagen, am Mittwoch, den 21. August, ein ährenlesendes, junges Mädchen gepeitscht und absichtlich überfahren hat, werden gebeten, ihre Adressen bei Friedrich Rutzen, Güdenhagen, abzugeben.

Der „Vorwärts“, der mit der Überschrift „Kulturbild aus Pommern“ die Anzeige abdruckt, verspricht, über die weitere Entwicklung der Angelegenheit zu berichten. Man dürfte diesen Berichten allgemein mit Interesse entgegensehen. –

Soweit das „Berliner Tagbelatt“. Man weicht unwillkürlich einen Schritt zurück, wenn einem so etwas an der denkbar auffälligsten Stelle einer deutschen Zeitung ins Gesicht springt. Gerade das, was der Feind jahraus, jahrein behauptet hat, um den neutralen Völkern die Notwendigkeit unserer Vernichtung begreiflich zu machen, wird hier bestätigt. Ein Blatt, das in unserem eigenen umstellten und umzingelten Vaterland erscheint, hat das Herz und die Stirn, dem Feinde zu Hilfe zu kommen. In deutschen Lettern ist dieser Verrat am Deutschtum gedruckt. Von der Jerusalemer Straße in Berlin wird diese Giftmischerei hinausgesandt, um die Runde durch die frohlockende Presse des Auslands zu machen.

Man reibt sich die Augen. Wo sind wir eigentlich? Immer noch in Deutschland? Wie können dann aber solche Dinge geschehen? Sind wir wirklich schon so weit, daß die nationale Schande auch bei Tage nackt gehen darf? Haben wir keine Mittel, unser Land zu schützen, wenn die Feinde im Innern den Feinden jenseits der Grenze die sorgsam vergifteten Waffen senden? Müssen wir wirklich still halten, wenn die Dreistigkeit so ungeheure Formen annimmt?

Nicht einmal der innerpolitische Kampf kann in diesem Fall zur Entschuldigung dienen, da der ge-

schilderte Vorfall ganz augenfällig unpolitischer Art ist. Wäre durch die Handlungsweise des angeprangerten Junkers ein politisches Recht vergewaltigt, würde man das Eingreifen der Öffentlichkeit verstehen, da die Öffentlichkeit in der Tat über die politischen Rechte zu wachen hat. Mit welchem politischen Recht oder mit welchem parteipolitischem Programm aber hat ein ährenlesendes junges Mädchen etwas zu tun? Unterstellt man den ganzen Vorgang als wahr, was er ja durchaus nicht zu sein braucht, handelt es sich um eine einfache menschliche Roheit, die anscheinend in zu weit getriebener Besitzgier wurzelt. Was in aller Welt hat das mit Politik zu tun und was geht es die Presse der Hauptstadt an? Derartige Roheiten einzelner Personen kommen in allen Volksschichten vor. Es geschieht oft genug, daß ein brutaler Arbeiter einen schwächeren Kameraden verprügelt, weil er sich benachteiligt glaubt. Hat man nie gehört, daß ein städtischer Kaufmann auf einen bettelnden Handwerksburschen den Hund hetzte? Stand nie eine bürgerliche Hausfrau vor Gericht, weil sie aus irgendeinem Grunde ihr Dienstmädchen mißhandelt hatte? Seit wann ist es Sitte, derartige unbeherrschte Ausbrüche eines einzelnen einer ganzen Schicht zur Last zu legen? Seit wann benutzt man den Prozeß Sternberg, um die Behauptung aufzustellen, daß im jüdischen Berlin W das Schänden christlicher Kinder ein beliebter Sport sei? Hier aber geschieht's. Hier macht man die bedauerliche Entgleisung eines einzelnen zu einem „Kul-

turbild aus Pommern“. Hier läßt die fettgedruckte Überschrift die menschliche Person des Herrn v. Schmeling fallen, um dafür seine soziale Eigenschaft als Gutsherr stark hervorzuheben. Hier wird die Behauptung aufgestellt, daß den Berichten über den Vorfall ein „allgemeines Interesse“ innewohne. Mit allen Mitteln der journalistischen Fälschung wird der peitschende Junker ganz im Sinne der feindlichen Agitation zu einem politischen Typ gemacht. Was der skrupellose Pressedienst der Entente braucht, um die Welt gegen uns aufzuwiegeln, wird hier von einem deutschen Blatt geliefert, das gerade im Ausland viel gelesen wird. Die deutsche Welt wird von deutschen Federn so entstellt, daß sie den Zerrbildern der englischen Agitation entspricht. Wollte die Schriftleitung den Vorfall aus Gründen der innerpolitischen Demagogie durchaus aufzeichnen, hätte immer noch durch einen kurzen Zusatz dafür gesorgt werden können, daß den Feinden keine Waffen geliefert würden. Ganz im Gegenteil aber ist der redaktionelle Zusatz bemüht, die Angelegenheit zu einem politischen Vorkommnis von „allgemeinem Interesse“ aufzubauschen. Genau so wie die Feinde sie brauchen, verläßt die Giftmischerei das journalistische Laboratorium in der Jerusalemer Straße.

Nachtrag.

Am 16. Nov. 1918 brachte die Tägl. Rundschau den folgenden Artikel:

Wir erwähnten seinerzeit, daß die freisinnige „Kösliner Zeitung“ in ihrer Nummer vom 22. August ein

Inserat von einem Herrn Friedrich Rutzen in Güdenhagen veröffentlicht hatte, in dem Zeugen gesucht wurden dafür, daß Herr v. Schmeling in Güdenhagen am 21. August ein ährenlesendes junges Mädchen gepeitscht und absichtlich überfahren habe. Das Inserat wurde bald darauf vom „Vorwärts" und vom „Berl. Tageblatt" in großer Aufmachung im Textteile nachgedruckt mit der Überschrift: Kulturbild aus Pommern. Der „Vorwärts" versprach über die weitere Entwicklung der Angelegenheit näheres zu berichten. Da er bis heute geschwiegen hat, möchten wir seinem Gedächtnisfehler etwas nachhelfen und über das Ergebnis der Ermittelungen näheres mitteilen. Derselbe Friedrich Rutzen als Vater des angeblich gepeitschten Mädchens hat nämlich inzwischen in derselben „Kösliner Zeitung" eine Erklärung veröffentlicht, die folgendermaßen lautet:

> Herr v. Schmeling, Güdenhagen, hat am 21. Aug. meine Töchter in seinen Weizenstiegen angetroffen. Dieselben flohen aus Angst, wobei die eine ohnmächtig hinfiel und sich hinterher einbildete, gepeitscht und überfahren zu sein. In Wahrheit ist ihr aber nichts passiert, und ich bedaure, in der ersten Erregung über den Vorgang durch die Anzeigen in den Zeitungen Herrn v. Schmeling Unrecht getan zu haben.
>
> Köslin, den 11. November 1918.
>
> Friedrich Rutzen.

An der ganzen Angelegenheit, die das „Berliner Tageblatt" dem feindlichen Ausland so dienstfertig zur Verfügung stellte, war mithin kein wahres Wort.

Eine intime Feier

Vor kurzem feierte der große Mann, den Gott unserem Land in seiner tiefsten Not sandte, den 71. Geburtstag. Wo immer deutsche Herzen schlugen, waren die Gedanken bei ihm, der uns in dunklen Stunden rettete und der auch heute tief im Feindesland über uns wacht. Wir dachten um so inniger an ihn, als wir seine Stirn von Sorgen umdüstert wußten und empfanden, daß nur seine Treue und seine gigantische Arbeit uns durch den bitteren Kampf hindurchzutragen vermögen. Siegen wir, so siegen wir mit ihm. Fallen wir, so fallen wir mit ihm. An der Westfront steht eine Welt in Flammen. Der blutige Schein des Feuermeeres aber beleuchtet die ehernen Umrisse einer mächtigen deutschen Gestalt, die den Kampf lenkt und die Heimat schirmt.

Auch im „Berliner Tageblatt" wollte man den denkwürdigen Geburtstag nicht vorübergehen lassen, ohne seine Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Offenbar ging man dabei von der richtigen Ansicht aus, daß man Hindenburg als einem Mann der Tat ohne phrasenhaften Schmuck huldigen müsse, und formulierte darum seine Gefühle in einem Satz, der mit vorbildlicher Schlichtheit zum Leser also sprach:

„Generalfeldmarschall v. Hindenburg feiert heute seinen 71. Geburtstag." —

Mehr nicht. Nicht einmal einige bescheidene Adjektive wurden in die strenge Linienführung hineingewirkt. Der stilistische Puritaner, der den Satz schrieb, verbannte all die munteren Arabesken, die einen freundlichen Kranz um den ernsten Namen des Feldherrn legen wollten. Gefühl und Schmuck vermochten nur zu schaden. Durch die einfache Mitteilung der Tatsache war die klassische Form erreicht.

Nachträglich sind dann aber offenbar dem Redakteur trotzdem Bedenken gekommen. Hatte er sich nicht doch zu einem nationalen Exzeß verleiten lassen? War nicht der Umstand, daß er den Geburtstag überhaupt erwähnte, eine patriotische Verirrung? Konnte man nicht selbst aus seiner knappen Stilisierung eine unzulässige Wärme herauslesen? An welchem Nagel sollte er sich aufhängen, wenn etwa sein Chef Theodor Wolff in der Notiz eine alldeutsche Anwandlung erblicken würde?

Dann aber schwieg plötzlich der Sturm der Fragen, und ein kühles, fast etwas ironisches Lächeln ging über sein Gesicht. Er wußte mit einemmal, wie er den Satz so anbringen konnte, daß seine Brotgeber mit ihm zufrieden sein mußten. Er steckte ihn einfach in den lokalen Teil! Wenn er den Geburtstag des deutschen Feldherrn in ein lokales Ereignis verwandelte, entstand ein Witz, der ihm unbedingt als ein kleines journalistisches Meisterstück angerechnet werden mußte. Um die Sache aber vollends zu einer

Bagatelle zu machen, die man im Vorbeigehen mit einer lässigen Handbewegung erledigt, wollte er dann den Satz mit einer Personalnotiz gleichgültigster Art zusammenkuppeln. Auf die Weise kam zum Geburtstag des Helden eine journalistische Pikanterie zustande, die der gewiegte Kenner wie einen erlesenen Leckerbissen genoß.

Wenn jetzt nur die begriffsstutzigen Plebejer in der Druckerei den Satz nicht doch in den politischen Teil steckten! Nichts ist so peinlich, als wenn ein geistreicher Einfall durch mechanische Zufälligkeiten vernichtet wird. Er wollte selber nach dem Rechten sehen. Er wollte alles dransetzen, daß die kleine intime Hindenburgfeier ungefährdet vonstatten ging.

Am nächsten Tage freute er sich, daß er die Mühe nicht gescheut hatte. Mit Wohlbehagen ließ er seine Hand über die frisch erschienene Zeitung gleiten. Dort stand im lokalen Teil unter allerhand mehr oder weniger gleichgültigen Dingen:

> Personalnachrichten. Generalfeldmarschall v. Hindenburg feiert heute seinen 71. Geburtstag. — Prinz Albrecht zu Schaumburg-Lippe ist unter Ernennung zum Leutnant zur See in der Marine eingestellt worden.

Ob der große Haufe wohl den feineren Sinn der unscheinbaren Notiz verstehen würde? Was lag daran? Wenn nur die eingeweihten Geister die kleine Delikatesse mit Entzücken zu schlürfen wußten.

Und darum war ihm nicht bange.

Die kulturelle Entwicklung

Nationale Würdelosigkeiten

Wir haben an dieser Stelle bereits in gebührender Form davon Notiz genommen, daß die Kammerspiele den Winter mit dem häßlichen Stück eines Dänen eröffneten, während Herr Barnowski im Lessingtheater einen Ungarn spielte, obwohl der ungarische Chauvinismus ihn soeben erst gezwungen hatte, sein Budapester Gastspiel vorzeitig abzubrechen. Wer die Berliner Theatersituation nicht kennt, vermag nicht zu übersehen, was diese nationalen Würdelosigkeiten im Grunde bedeuten. Er nimmt vielleicht an, daß es sich um vereinzelte Fehlgriffe vereinzelter Direktoren handelt, die zwar bedauerlich sind, sich aber doch ertragen lassen. Wir würden die Sache indessen nicht so ernst nehmen, wenn sie so einfach läge.

Schon der Umstand, daß diese Verletzungen des nationalen Gefühls sich mit unheimlicher Regelmäßigkeit immer wieder ereignen, sollte den Leser nachdenklich stimmen. Man kann an eine oder zwei oder drei Entgleisungen glauben, aber man kann nicht glauben, daß das Berliner Theaterleben sich aus lauter Entgleisungen zusammensetzt. Wenn eine Erscheinung so oft auftritt, muß man hinter ihr eine allgemein wirkende

Ursache vermuten. In der Tat handelt es sich auch nicht um Einzelfälle, sondern um ein System. Auch Einzelfälle müßten zurückgewiesen werden, aber sie brauchten dem Kritiker nicht die Hoffnung zu rauben. Irrtümer sind menschlich, und wir würden zu läßlich denken, um ihnen eine übertriebene Bedeutung beizulegen. Wenn man aber in der deutschen Hauptstadt ein System einrichtet, das grundsätzlich die nationale Würde mißhandelt, ist es ein Gebot der Ehre, den Kampf mit den schärfsten Mitteln zu führen. Es geht bei diesem Handel um das köstlichste Gut, das wir überhaupt besitzen: um die germanische Reinheit unseres Volkslebens.

Nie war eine Zeit so geeignet, in den Bühnenhäusern unsere große nationale dramatische Kunst aufleben zu lassen. Die ergriffene Stimmung, die unser Volk bei Ausbruch des Kriegs durchschauerte, verlangte geradezu darnach. Auch geschäftlich wären die Direktoren auf ihre Rechnung gekommen. Die Theater hätten in der großen Zeit eine große Mission gefunden und wären Mitstreiter gewesen in unserm historischen Daseinskampf. Ihre Bedeutung hätte sich dem Publikum eingeprägt und diese Tatsache hätte als ein schöner Gewinn in den kommenden Frieden hinübergenommen werden können. Unsre Theater aber wollten nicht. Sie gehörten zu dem Teil unseres Volkes, der in der allgemeinen Ergriffenheit eine nüchterne Kälte bewahrte. Von den ersten Wochen des Kriegs an sind bis heute die Klagen darüber nicht verstummt. In den Spalten der Presse hat sich die Kritik beklagt. Die Feldgrauen

erhoben Widerspruch, wenn sie aus den Schrecken der Schlacht kamen und den würdelosen Firlefanz sahen. Aus der Mitte des daheimgebliebenen Publikums wurden entrüstete Stimmen laut. Es half alles nichts. Die Theater verharrten in der kühlen Haltung, die wir in ihrer klassischen Form am „Berliner Tageblatt" studieren können.

Es ist kein Zufall, daß die Theater sich mit dem „Berliner Tageblatt" so harmonisch zusammenfanden — in beiden Fällen handelt es sich um die gleiche internationale Finanzklique, die das geistige Leben der Nation mit skrupellosen Mitteln zu vergiften trachtet. Seitdem die verdienstvolle naturalistische Bewegung der 80er Jahre ausgeebbt ist, hat diese Klique immer schroffer die Macht an sich gerissen, wobei ihre Presse mit den Theaterdirektoren zusammenarbeitete. In den Zeitungen wurden die ausländischen Talmigrößen ausgerufen, die zu spielen die Aufgabe der Bühnen war. Die deutsche Literatur wurde von den Journalisten im Bewußtsein der Leser verdrängt, damit sie im Spielplan gestrichen werden konnte. Man hätte den Journalisten zum Theaterdirektor und den Theaterdirektor zum Journalisten machen können: sie hätten beide in ihrer neuen Stellung nur ihr altes Gewerbe mit veränderten Mitteln betrieben. Die Einheitlichkeit der Front war von unseren inneren Feinden in einer Form hergestellt, die unsere äußeren vor Neid könnte erbleichen lassen.

Das Berliner Publikum hat sich nach besten Kräften gewehrt. Der Weg dieses unheilvollen Theatersystems

ging durch eine schwere geschäftliche Krise, aber die finanziellen Verluste wurden als notwendige Betriebskosten gebucht und die antinationale Arbeit ging weiter. Schließlich unterwarf sich das Publikum und mußte sich unterwerfen, da es jenen dunklen Mächten gelungen war, so gut wie alle Bühnen der Hauptstadt in ihre Gewalt zu bringen und sich ein Monopol zu sichern. Einem Monopol gegenüber aber hört die Macht des Publikums auf. Wenn ich in Österreich-Ungarn rauchen will, muß ich mit den Marken vorlieb nehmen, die von der k. k. Tabaks-Regie ausgeboten werden; sonst bekomme ich eben nichts. Wenn das Berliner Publikum ins Theater gehen wollte, mußte es sich in der gleichen Weise dem Geschmack unterwerfen, der alle Bühnen beherrschte.

Wer in der Presse ernsthaften nationalen Widerspruch erhob, wurde mit dem großen Bann des Schweigens belegt. Ein Schriftsteller konnte Kaiser und Reich, Armee und Beamtentum, Bourgeoisie und Junkertum angreifen, es hatte weiter nichts auf sich. Wagte er es aber, den Hintermännern dieses Theatersystems über den dunklen Weg zu leuchten, war er seiner wirtschaftlichen Existenz nicht mehr sicher. Niemals hat im vormärzlichen Staat die Zensur so erbarmungslos gearbeitet wie die Zensur dieser internationalen Elemente. Von der Herrschaft der Inquisition unterschied sich die Schreckensherrschaft dieses Systems schließlich nur durch den Umstand, daß ihr der Scheiterhaufen fehlte. Da aber in der kapitalistischen Welt das Verhungern die unangenehmste Strafe ist, war durch diesen

Umstand für die betroffenen Opfer schließlich nur wenig gewonnen.

Die Aufgabe des journalistischen wie des theatralischen Systems war immer die gleiche: es sollte die kulturellen Hindernisse wegräumen, die der Herrschaft des Mammonismus im Wege standen. Das rote Gold kann seine volle Gewalt erst ausüben, wenn alle Güter der Seele gestorben sind. Solange ein Volk geistig noch frisch ist, läßt es sich nicht kaufen. Die allgemeine Käuflichkeit aber ist die unerläßliche Voraussetzung des Mammonismus. Solange es noch im Staat oder im öffentlichen Leben Institutionen gibt, die von Ehrbegriffen beherrscht werden, kann er nicht durchgeführt werden. Jede nationale Ehre muß vernichtet, jede nationale Verantwortung untergraben, jede sittliche Reinheit befleckt, jedes religiöse Gefühl begrinst werden: dann erst ist die nach Patschouli duftende Atmosphäre geschaffen, in der man Generale, Beamte und Frauenzimmer mit den gleichen roten Dukaten käuft.

An der Herstellung dieser geistigen Luft haben darum der internationale Zeitungsring und der internationale Bühnenring in trautem Verein gearbeitet. Die Geilheit in allen Formen, von der pikanten Anspielung bis zur hüllenlosen Gemeinheit, war Trumpf geworden in der Literatur des letzten Jahrzehnts. Wer von bestimmten sittlichen Begriffen nicht lassen wollte, galt als moralinsauer. Wer die deutsche Kultur liebte, war teutonisch beschränkt. Wer zynischen Grimassen keinen Geschmack abgewinnen konnte, war ein Finsterling. Wer aber gar die blendenden Vorzüge

des mammonistischen Systems zu kritisieren wagte, war ein Abschaum der Menschheit.

Zeitungen und Theater arbeiteten wie eine riesenhafte Maschinerie an der Vernichtung der idealen deutschen Güter. Die Maske war immer „liberal", die Mittel immer terroristisch, das Ziel immer der Untergang des Deutschtums. Auch wenn man das „Berliner Tageblatt" nicht liebt, muß man einräumen, daß es journalistisch mit unheimlicher Konsequenz gemacht ist. Der Ruin des Deutschtums herrscht im oberen wie im unteren Stockwerk. Jede Nummer ist in den Dienst dieser Sache gestellt.

Auf dem Hintergrund dieses Systems müssen meine Leser die nationalen Würdelosigkeiten sehen, die sich im Bühnenleben der Hauptstadt immer wieder ereignen. Man hat als Publizist nur die Wahl der Unterwerfung oder des ehrlichen Kampfes. Wählt man aber den letzteren (und das haben wir selbstverständlich getan) muß man es in seiner Zähigkeit mit der Zähigkeit der Angreifer aufnehmen können. Wird unser Nationalgefühl zehnmal mißhandelt, müssen wir zehnmal Widerspruch erheben. Der persönlichen Eitelkeit wäre gelegentlich mehr damit gedient, ein anderes Thema mit anderen Worten zu behandeln. Solange das geistige Leben unseres Volkes aber in schwerer Gefahr ist, muß diesem Thema und keinem anderen die führende Stimme bleiben. Wir sind nicht kokette Halbmänner, die ihre Feder aus Gefallsucht führen, wir stehen im Dienst einer Sache und unterwerfen uns gern der Notwendigkeit.

Die große Verschmutzung

Die unvergeßlichen Stunden der Reinigung, die den Ausbruch des Krieges begleiteten, haben diejenigen nicht hinweggeschwemmt, die im abgelaufenen mammonistischen Frieden so erfolgreich an der Besudelung unserer geistigen Güter arbeiteten. Sie verkrochen sich zwar eine Weile, aber sie sind alle wieder hervorgekommen und haben ihr altes Handwerk ohne Scheu und Scham wieder aufgenommen. Es handelt sich dabei im Grunde gar nicht um eine deutsche, sondern um eine europäische Erscheinung. Ganz Europa unterlag im Frieden dem gleichen Verschmutzungsprozeß, gegen den wir uns mit verzweifelten Kräften wehren. In Deutschland wird der Kampf nur am heftigsten geführt, weil der gesunde Idealismus unseres Volkes den Skandal dieser Zustände besonders schwer empfindet.

Eine Woge von Schmutz geht durch unser ganzes öffentliches Leben und droht die seelische Kraft unseres Volks zu vernichten. In immer wechselnden Formen greifen Millionen von Fäulnisbakterien unser Leben an. Wie viele, die in ruhigen Provinzstädten leben und von der deutschen Einsamkeit umgeben sind, über-

schauen die Gefahr auch nur? Wie vielen kommt zum Bewußtsein, daß hier in ästhetischen und kulturellen Formen ein Kampf auf Leben und Tod ausgefochten wird? In den folgenden Zeilen wollen wir den Sinn für die schwere Krisis zu schärfen versuchen, in der wir uns alle miteinander befinden.

Am meisten bekannt, weil sie am augenfälligsten ist und in unserem öffentlichen Leben einen geradezu ungeheuerlichen Raum einnimmt, ist die erotische Verschmutzung. Sie hat den größten Teil der Zeitungen, der Zeitschriften, der Witzblätter, der Schauspielhäuser, der Operettenbühnen und der Varietés ergriffen. Wenn man in diese Sorte von Kunst hineinblickt, könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß das deutsche Volk überhaupt nur noch von erotisch-sinnlichen Interessen bewegt wird. Im schärfsten Widerspruch zur germanischen Grundstimmung wird der Geschlechtsakt als der eigentliche Inhalt des Daseins aufgefaßt. Ein Zustand, der in Paris vielleicht einen gewissen Sinn haben würde, wird auf unser völlig anders geartetes Volk übertragen. Keuschheit rühmten die alten Römer uns nach. Wenn sie heute aus unserem öffentlichen Leben auf unseren Charakter schließen sollten, müßten sie annehmen, daß wir im Begriff wären, als unwürdige Söhne unserer Väter an einem niedrigen Sinnendienst zugrunde zu gehen.

Der Ehebruch ist in der modernen Literatur und im modernen Theater nahezu eine Selbstverständlichkeit geworden. Man muß schon froh sein, wenn er mit einigem Ernst behandelt wird. In den meisten

Fällen geht man mit einem fidelen Grinsen über ihn hinweg. Nun wissen wir freilich, daß unsere erotischen Zustände fragwürdig sind, außerordentlich fragwürdig sogar, und sehr oft von der Natur korrigiert werden müssen. Wo ein derartiger Konflikt aus einer anständigen Gesinnung heraus erörtert oder mit Humor angesehen ist, wird auch nie ein Mensch Widerspruch erheben. Das ewige Spiel mit dem Ehebruch aber, das für unsere Literatur bezeichnend geworden ist, bessert nichts und klärt nichts, sondern infiziert lediglich, was bisher etwa noch gesund war.

Hand in Hand mit der ewigen Darstellung des Ehebruchs geht dann ein Dirnenkult, der aller Lebenswahrheit spottet und alle weibliche Vornehmheit befleckt. Die Schicht der Prostituierten, die im wesentlichen aus Degenerierten besteht, wird mit einer lächerlichen Romantik umgeben. Ist eine solche Dame reich genug, ihrem Handwerk durch weit getriebene Eleganz einen ästhetischen Schimmer zu leihen, wird sie von den Kaffeehaus-Literaten als ein verehrungswürdiges Wesen gefeiert. Man geruht in ihren Lastern hohe Tugenden zu erblicken. Sie schändet nicht etwa die Erotik, indem sie sich verkauft. O nein! Wer wird so ungalant und brutal wahrheitsliebend sein! Sie tritt dumme Gesetze kühn mit Füßen. Sie ist eine Brecherin alter Tafeln. Sie überwindet das Philisterium usw. Daß sie sich im allgemeinen von zahlungsfähigen Philistern aushalten und verachten läßt, wird wohlwollend übersehen. Bei einer so realistischen Betrachtung könnte die Glorifizierung ja leicht Schaden nehmen.

So schlimm die bis jetzt geschilderten Dinge auch sind: am schlimmsten ist doch wohl der skrupellose Kult der Perversitäten, in dem unsere modernen Literaten brillieren. Wann ist nach ihrer Meinung ein Künstler kühn und unerschrocken? Wenn er es unternimmt, sich offen zu perversen Abscheulichkeiten zu bekennen. Nieder mit den normalen Philistern! Es lebe das Ungesunde, das Degenerierte, das Verbrecherische, das Aborme! Wer einen pathologischen Zug hat, ist „interessant", ob seine Seele auch noch so leer sei. Sadist muß man sein oder Masochist oder homosexuell. Die gesunde maifrische Erotik etwa Anzengrubers oder Goethes ist nichts für abgelebte Nerven. Die Lust braucht Stachel und Peitsche, um entflammt zu werden. Wenn die Erotik nicht eine Beimischung von Blutgeruch hat, ist sie ein Sonntagsspaß für Philister.

Der Satanismus, der die schwarze Messe zelebriert und den eigentlichen Höhepunkt dieser Entwicklung darstellt, hat sich nicht so recht bei uns entwickelt. Nicht so recht, denn auf dem Wege waren wir. Wenige Jahre vor dem Krieg wies Herr Paul Bloch in den verdienstvollen Spalten des „Berliner Tageblattes" in einem wohlwollenden Feuilleton darauf hin, daß dieses Blocksbergtreiben sich nunmehr auch in Berlin eingestellt habe. Ob es im Verborgenen zur Blüte gekommen ist, wissen wir nicht. In der Öffentlichkeit hat man nichts mehr davon gehört.

Von der allgemeinen sittlichen Verschmutzung ist die erotische aber nur ein Teil. Sie nimmt den breitesten

Raum ein, weil sie die populärste ist. Man versäumt aber durchaus nicht, auch alle anderen sittlichen Begriffe zugrunde zu richten.

Die Abneigung gegen Unredlichkeit ist ein Grundzug unseres Volkes?

Gewesen, mein Freund, gewesen! In hunderten von französischen Schwänken ist eine Atmosphäre von gallischer Liederlichkeit, von Unterschlagung, Diebstahl und Bestechlichkeit verherrlicht worden. Selbstverständlich, es erschien kein Mann vor dem Vorhang, der dem Publikum sagte: „Diese Gaunereien sind schön." Sie wurden aber mit einem so strahlenden Wohlwollen dargestellt, als ob sie schön wären. Es wurde eine behagliche Atmosphäre der Korruption geschaffen, in der das Publikum sich wohl fühlen sollte. So weit über die Dinge gewitzelt wurde, war es der Witz von Leuten, die selber an der Fäulnis teilhatten und sie als etwas außerordentlich Aufgeklärtes bewunderten.

Als ein neues Mittel der sittlichen Vergiftung hat man gegenwärtig die Kinodramen in seinen Dienst genommen. Angeblich vornehme Bühnen, wie die Kammerspiele, führen ungescheut die häßlichsten Film-Sensationen auf. Wer noch nicht gewußt haben sollte, was für Helden die Verbrecher sind, kann es in derartigen Stücken lernen. Da gibt es den „Gentleman-Verbrecher", der in der vornehmsten Gesellschaft verkehrt, seinen Lebensunterhalt aber durch besonders geschickte Einbrüche bestreitet. Er gehört ästhetisch in die Kolportageromane der Köchinnen, aber unreife

Geister weiß er allerdings mit süßem Gift zum Verbrechen anzulocken.

Daß zwischen dem eigentlichen Kino und der Kriminalität ein peinlicher Zusammenhang besteht, wissen wir längst. Die Kinodramen aber sind noch zehnmal gefährlicher, weil ihnen das Wort als Wirkungsmittel zu Hilfe kommt und weil sie von guten Bühnen herab an Kreise herankommen, die sonst von der Ansteckung verschont geblieben wären. Man frage einmal unsere Jugenderzieher, was für Verwüstungen die erbärmliche Detektiv- und Kinoliteratur schon angerichtet hat. Nichtsdestoweniger wurde sie mitten im Krieg von führenden Berliner Theaterdirektoren kultiviert. Die sittliche Verschmutzung daheim begleitete das Sterben unserer Söhne draußen.

Daß im besonderen auch die Religion daran glauben muß, ist selbstverständlich. Wenn man sie nicht offen bewitzelt oder heimlich vergiftet, liebt man es, sie als eine finstere Macht darzustellen, die durch ihre Priester das freie geistige Leben knechtet. In hundert Masken nimmt man sich ihrer an. Immer aber mit dem Resultat, daß man sie in diskreditierter Form entläßt.

Rassebewußtsein? Verpflichtung gegenüber dem Adel der germanischen Rasse?

Sprich nicht davon! Du verfällst sofort dem Vorwurf der „teutonischen Beschränktheit“ und wirst auf ewig totgeschwiegen.

Liebe zu den großen Traditionen unserer nationalen Kultur?

Hast du den Verstand verloren? Nationale Kultur! Ausländerei ist Trumpf! Wer das nationale Gefühl am dreistesten mißachtet, ist ein wahrhaft aufgeklärter Mensch. Alle Völker dieser Erde können ihr nationales Bewußtsein behalten. Nur den Deutschen muß es genommen werden.

So wollen es die Gönner und Nährväter der großen Verschmutzung.

Von der fortschreitenden literarischen Fäulnis

(Alfred Kerrs gesammelte Schriften)

Der Deutsch-Französische Krieg brachte das neue Reich und schuf damit die Entfaltungsmöglichkeiten unserer Industrie. Einer ungestümen Naturkraft vergleichbar setzte die industrielle Revolutionierung ein, die das alte friedliche idyllische Deutschland begrub. Es war, als hätte irgendwo im Gebirge ein Gigant ein riesenhaftes Wehr aufgezogen und eine lang zurückgestaute Flut wirtschaftlicher Kraft durch Deutschland brausen lassen. Die Gehirne überhitzten sich an industriellen Gedanken und führten zu einer fessellosen Unternehmungslust, die man ganz richtig als ein ‚Gründungsfieber' bezeichnet hat.

Die Industrie aber ist unter manchem andern eine geschäftlich-materialistische Sache. Ein so jäher industrieller Durchbruch konnte darum nur stattfinden, indem eine materialistische Betrachtungsweise den alten deutschen Idealismus zunächst verdrängte. Man interessierte sich mehr für wirtschaftliche Gesetze als für die Gesetze der Ästhetik, mehr für Absatzgebiete als für philosophische Erkenntnis, mehr für Fabriken als für Literatur. Die alten Überlieferungen der deutschen

Kultur traten in den Hintergrund. Im Vordergrund lärmten die materiellen Interessen.

In dieser Zeit der zügellosen Geschäftsinstinkte trugen die Lindau und Blumenthal dem prassenden Gründerpöbel die pikanten französischen Schüsseln auf. Die jüdische Macht, die hinter ihnen stand, wußte mit ungeheurer Betriebsamkeit immer mehr Zeitungen, Zeitschriften, Theater, Kunsthändlerfirmen usw. an sich zu bringen, und die Welt erlebte die bittere Posse, daß ein kraftvoller Krieg auf geistigem Gebiet eine tiefe nationale Entwürdigung zur Folge hatte.

Allmählich trat dann der Rückschlag ein. Die Stimmung, die aus Börsenspekulationen, hohem Gewinn und üppigen Schlemmereien gewoben war, verrauchte. Der Krach begann. Die Arbeiterbewegung regte sich mit revolutionärer Glut. Man besann sich wieder auf die Notwendigkeit der Landwirtschaft und der Bodenständigkeit. Die historische Uhr der Lindau und Blumenthal war abgelaufen und der junge deutsche Naturalismus trat mit sozialem Ernst auf den Plan.

Man mag über diesen Naturalismus denken, wie man will. Seine Grenzen sind auch uns wohlbekannt. Wahr ist aber trotzdem, daß wir, im besonderen auf dem Gebiet des wertvolleren Theaters, heute noch von dem leben, was er brachte. Man muß darum aufrichtig bedauern, daß die Zeit seiner Blüte und Herrschaft so kurz bemessen war. Was nach ihm kam, war keine organische Weiterentwicklung, sondern ein Rückfall in die nationale Würdelosigkeit der Gründerjahre. Die plutokratischen Mächte, von denen die Lindau und

Blumenthal getragen worden waren, hatten sich während der Dauer der naturalistischen Herrschaft nur verkrochen. Sie kamen sehr bald wieder hervor und verstanden es, in zäher Wühlarbeit den hoffnungsvollen Aufschwung der literarischen Jugend zu vernichten und alle Macht an sich zu reißen. In dieser Phase der literarischen Entwicklung befinden wir uns gegenwärtig.

Und also hätten wir die geistige Zeit der Gründerjahre noch einmal durchzuleben? Nein. Der alte Satz, daß die Geschichte in ihrem unerforschlichen Verlauf eine Situation niemals einfach wiederholt, bewahrheitet sich auch hier. Die mammonistischen Herrschaften, die augenblicklich das schleichende oder offene Verderben unseres Volkslebens sind, haben seit 1870 ein anderes Gesicht bekommen. Wenn die Gründerjahre den Anfang der Fäulnis brachten, erleben wir sie jetzt in ihren letzten und furchtbarsten Stadien. Der Anfang der Fäulnis kann in der Geschichte wie im Leben des einzelnen einen harmlosen und fröhlichen Eindruck machen. Die Sinneslust ist entfesselt, aber sie wird zunächst noch von rüstigen, anscheinend heiteren Menschen getragen und kann mit gesunder Lebensfreude verwechselt werden. Die Amüseure der Gründerjahre gaben dem französischen Gift, das sie in die Blutbahn unseres Volkes einführten, möglichst harmlose Namen. Wer wird ein finsterer Asket sein wollen! Wer möchte Herrn Lindau gram sein, wenn er sein Publikum durch kleine Pikanterien zu kitzeln suchte? Daß eben dieser Lindau Richard Wagner und die in ihrer Art glänzende Meininger Bewegung verriß, wurde wohlwollend

übersehen. Wer möchte mit Oskar Blumenthal rechten, wenn er im kritischen Teil der Zeitung die gefiederten Pfeile seines Witzes versandte? Müßte man nicht ein rechter Griesgram sein, um über diese journalistischen Stiche nicht lächeln zu können? Nur schade, daß eben dieser Blumenthal Anzengruber vermöbelte, als er wie ein glückverheißender Stern des gesunden deutschen Volkstums aufzugehen begann. Was die Lindau und Blumenthal boten, war nichts Harmloses, sondern ein zersetzendes Gift. Die Phiolen aber, in denen sie die süße Ware an den Mann zu bringen wußten, machten einen harmlosen und gefälligen Eindruck.

Inzwischen liegen die Anfangsstadien hinter uns und die Fäulnis zeigt den erschreckten Augen ihr wahres Gesicht. Eine gewisse kulturelle Scham, die zunächst noch vorhanden war, ist vollständig verlorengegangen. Die Lindau und Blumenthal griffen wenigstens die Grundlagen unseres Volkstums nicht mit unverhüllten Worten an. Sie verbreiteten einen seichten Materialismus, der jede deutsche Seele fraß wie der Rost das Eisen; sie bestanden aus nichts als Sinnlichkeit und Genußgier, aber ihre Gier wagte sich nicht nackt auf den offenen Markt. Heute aber erscheint die Gier nicht nur in dreister Nacktheit wir sind sogar besonders gut gestellt, wenn sie nichts weiter ist als nackt. Auf unser literarisches Publikum hat man längst die ganze Hölle der Perversitäten losgelassen. Man kann ruhig aussprechen, daß es keine Form der Entartung und der Scheußlichkeit gibt, die nicht ihren ästhetischen Kult gefunden hätte. Unser ganzes künstlerisches Leben

wird von tausend Giften zerfressen und von ungesunden Fieberschauern gerüttelt. Was unserer Seele teuer ist, wird ohne Scham und Scheu besudelt und heruntergerissen. Die literarischen Parvenüs der Gründerjahre sind inzwischen heimisch geworden und erklären ihre befleckten Anschauungen für reife Weisheit.

Wer sich von der trüben Richtigkeit dieses Befunds überzeugen will, braucht nur die fünf Bände in die Hand zu nehmen, in denen Alfred Kerr seine sog. „Rezensionen" bei S. Fischer gesammelt hat. Hier findet er mit offenem Zynismus ausgesprochen, was bereits den heimlichen Glauben der Lindau und Blumenthal ausmachte, damals aber einem deutschen Publikum noch nicht in unverhüllten Worten geboten werden konnte. Um Herrn Kerr nichts zu rauben, was ihm mit Fug zustehen könnte: wir erblicken in dieser Offenheit, in diesem bemerkenswerten Mangel an Scham einen Vorzug, den wir ausdrücklich anerkennen möchten. Ist ein literarischer Fäulnisprozeß einmal im Gang, darf man am Ende hoffen, daß am Tag der Demaskierung auch das Ende nicht mehr weit ist. Der wilde Haß nicht nur gegen den deutschen, sondern ganz allgemein gegen jeden menschlichen Idealismus, der in diesen Bänden zu Worte kommt, ist als heimliche Triebkraft in der ganzen weit verbreiteten Tagespresse vorhanden, die Herrn Kerr nahesteht. Daß er hier aber die Schleier wirft, ist von unserem Standpunkt aus dankenswert. Durch gefällige Schleier vermag man unser Volk am Ende zu betrügen. Wenn das Wesen der Sache bloß liegt, wendet es sich angewidert ab.

Man soll lange suchen, um etwas zu finden, das den leeren Phrasen dieser fünf Bände gleich kommt. Ein unfruchtbarer Kopf möchte seine Armseligkeit hinter krampfhaften Grimassen und Verzerrungen verschwinden lassen. Wer das sinnlose Geflimmer und Geflirre dieser abstrakten Sätze zu lesen versucht, trägt als einzige Ausbeute schmerzende Augen und einen wüsten Schädel davon. So gering indessen die ästhetische und philosophische Einsicht des Verfassers ist, so deutlich werden seine Absichten vernehmbar. Was er betreibt, ist die materialistische Entgötterung der deutschen Welt, an der bereits die Lindau und Blumenthal arbeiteten, die sie aber so schamlos nicht auszusprechen wagten. Wenn ein französischer Schriftsteller meint, daß der Ruhm nur dann einen Sinn habe, wenn man ihn in Erfolge bei den Weibern ausmünzen könne, sieht Herr Kerr darin eine verdienstvolle Aufrichtigkeit. Ein Heldentum gibt es nicht. Die sog. Helden werden in dem irrsinnigen Chaos der Geschichte lediglich vom Zufall emporgetragen. Die großen Tatmenschen sind dumme Kerle, bei denen der schwache Intellekt die Entwicklung des Willens begünstigte. Bei jeder Gelegenheit läßt Herr Kerr den Witz seiner gekränkten Seele an den „Heldenschafsköpfen" aus. Der gegenwärtige Weltkrieg ist ihm ein „viehisches Begebnis", das „stinkende Nachwirkungen" haben wird; ein „Vortrab der Spät-Entafften", wie er es in seinem Mühlendammjargon zu nennen beliebt. Wenn die Helden fallen, ist es am Ende nur logisch, daß auch die Tragik fallen muß, die sich so gern

den Königsmantel um die Schultern wirft. Es gibt keine Tragik, dekretiert dieser Philosoph einer Welt, in der Banknoten und Sinnengenuß alles andere ersetzen müssen. Der irische Jude Shaw ist der rechte Künder der modernen Seele. Das Gemecker liegt einem immer so nahe, daß es bestenfalls eine Tragikomik geben kann. Ein großer Tragiker wird nie mehr kommen. Er würde nur als der große Hanswurst anzusehen sein usw. Man fragt sich entsetzt, wie man in einer Welt sollte atmen können, in der der Ruhm besudelt, Tragik und Heldentum abgeschafft und die großen Krisen der Geschichte zu „viehischen Begebnissen" in einem irrsinnigen Chaos herabgedrückt sind. Herr Kerr kann in dieser Welt aber nicht nur atmen, sondern befindet sich hier in der ihm gemäßen Sphäre. Er sieht in Paris eine Schauspielerin, die einen ganzen Akt lang im Hemd spielt und erlebt bei dieser Gelegenheit den „Glanz des Lebens". Er begrüßt die Seligkeit, die Seligkeit, die Seligkeit eines solchen Daseins. Ja, er meint, daß man selbst die würdeloseste Erniedrigung auf sich nehmen müsse, nur um in einer so stinkenden Welt mitstinken zu dürfen. Es gibt schlechterdings nichts, das über Essen, Trinken und den Geschlechtsakt gesetzt werden könnte. Selbst ein lebendiger Sklave, der sich muß prügeln und anspeien lassen, ist immer noch besser daran, als ein toter Freiheitskämpfer. Leewer Sklaw as doot, pointiert Herr Kerr den Inhalt seiner noblen Seele.

Was sich in alledem spiegelt, ist der Fortschritt der literarischen Fäulnis, den wir seit den Lindau und

Genossen erlebt haben. Nur keine Scham! Die Zeiten sind vorüber. Einmal muß mit dem Auftrumpfen begonnen werden. Einmal muß der Sklavenaufruhr gegen die Kultur der bodenständigen Völker durchgeführt und der Mammon als Herr anerkannt werden. Wer an der Schamlosigkeit unserer Ideale Anstoß nimmt, kann als beschränkt beiseite geschoben werden.

Auch in der Behandlung der Sprache ist in diesen fünf Bänden alle Scham zu den Hunden geflohen. Die Lindau und Blumenthal strebten im Sinne ihrer französischen Vorbilder immerhin nach einer gewissen Leichtigkeit und Eleganz der Prosa. Sie brachten es auch unleugbar zu einem bestimmten feuilletonistischen Geschick. Von alledem ist in dem vorliegenden Sammelwerk nicht mehr die Rede. Herr Kerr vergewaltigt die deutsche Sprache in so unerhörter Weise, daß man gelegentlich vor seinen Sätzen wie vor einem Kehrichthaufen steht. Die grundlegende Kraft aller sprachlichen Begabung, die schaffende Phantasie, ist ihm versagt. Wenn er ein breiteres episches Bild zu entwerfen sucht, entsteht so gut wie immer eine Häufung von leeren abstrakten Sätzen, in denen bösartige stilistische Kraßheiten die innere Ohnmacht verbergen sollen. Da Herr Kerr eine organische künstlerische Eigenart nicht zu entfalten vermag, sucht er durch wüste Verzerrungen, durch krampfhafte Grimassen, durch sprachliche Mißgeburten aufzufallen. Nur ganz selten trifft man in diesen fünf Bänden ein paar Seiten, auf denen er persönlich so von der Sache in Anspruch ge-

nommen ist, daß es ihm gelingt, wie ein natürlicher Mensch zu reden. Im übrigen löst die literarische Fäulnis die syntaktische Architektur der Sätze auf und läßt eine häßliche Anarchie der einzelnen Worte an ihre Stelle treten. Die Worte tanzen wie in einem wilden Chaos umher. Sie werden knallig und frech hingepaßt, ohne sprachliche Scham und Scheu, wenn sie nur möglichst laut aus dem sprachlichen Ganzen herausschreien und die Armseligkeit des Herrn Kerr zu einem Effekt kommt. Wenn sie in ihrer natürlichen Form nicht so recht auffallen, werden sie verrenkt und vergewaltigt oder in den Farbentopf des Mühlendammjargons getaucht. Wie es ruchlose Menschen gibt, die aus normalen Kindern Krüppel machen, um sie besser zum Betteln verwenden zu können, macht Herr Kerr aus natürlich gewachsenen Worten sprachliche Mißgeburten, die an Brücken und Straßenecken und wo sonst Zeitungen feilgehalten werden die Bettelpfennige seiner Eitelkeit einsammeln müssen. Die Ohnmacht, ein anschauliches Bild zu schaffen; die Auflösung des Satzes durch einen Verwesungsprozeß; die Verpöbelung des einzelnen Worts: das sind die wesentlichsten ästhetischen Eigenschaften eines Stils, der hier von seinem glücklichen Besitzer mit einer Dreistigkeit sondergleichen angepriesen wird.

Daß ein Mensch mit dem Weltbild des Herrn Kerr ein inneres Verhältnis zu dem, was wir Deutschen als künstlerisch groß empfinden, gar nicht haben kann, leuchtet ohne weiteres ein. Wer Zeit und Lust hat, würde das leicht durch skandalöse Unverfrorenheiten

gegen unsterbliche Dichter belegen können. Indessen: was soll's? Wir schreiben diese Sätze nicht, um uns mit den vollkommen gleichgültigen Meinungen des Herrn Kerr auseinanderzusetzen. Wir interessieren uns nicht für den individuellen Schriftsteller, sondern lediglich für das Fäulnissympton, das seine fünf Bände darstellen. Wir möchten unseren Lesern nicht Herrn Kerr, wohl aber den Fortschritt zum Bewußtsein bringen, der sich in der Entwicklung der literarischen Korruption seit den Gründerjahren vollzogen hat.

II. Als die Finsternis hereinzubrechen begann . . .

Der Kurfürstendamm amüsiert sich

Das Publikum, das gestern vor der Bühne am Schiffbauerdamm die drei, zwar nicht durchaus kurzweiligen, aber doch im ganzen recht geschickt und theaterkundig aufgemachten Akte des neuen Saisonschlagers von Rudolf Schanzer und Ernst Welisch beklatschte, ließ sich in seiner Lustspielpremierenstimmung von den Nachrichten, die aus dem nahen Reichstagsgebäude herüberkamen, nicht im geringsten beeinträchtigen. Man war gekommen, um sich zu amüsieren, und man amüsierte sich.

„Berl. Tagebl." vom 6. Oktober 1918.

Im Reichstag spricht der Prinz von Baden vor todesernsten Abgeordneten von den Männern an der Front. Eine monatelange furchtbare Schlacht zerreißt dort draußen die Leiber der deutschen Söhne. Der Feind ist an Material und Menschen überstark. In schwerem Ringen gehen die Unseren schrittweise zurück. Die lebendige Mauer, die unsere Heimat schützt, zerbricht nirgends. Wenn man aber an die Geschosse

denkt, die in sie einschlagen, geht einem ein Grauen durch die Seele ...

„Nun, meine Liebe," sagt im Komödienhaus am Schiffbauerdamm die Frau Kommerzienrat zu ihrer seidegekleideten Freundin, „werden wir nun auch wirklich etwas Pikantes zu sehen bekommen? Der Titel ‚Die tanzende Nymphe' klingt ja nach allen möglichen leckeren Dingen. Man weiß aber leider nie, ob nicht doch eine Enttäuschung folgt. In der Pikanterie sind und bleiben die Franzosen die unerreichten Meister. Wenn wir sie nur erst wieder hätten ..."

Im Reichstag stellt der Kanzler mit bleichem Ernst fest, daß Bulgarien abgefallen sei. Was werden sich daraus für Folgerungen ergeben? Wie steht's um die Türkei? Wie steht's um Österreich? Wollen schwarze Wolken sich zu einem verderbenbringenden Unwetter über unserem Haupt zusammenziehen? Wir wissen von ehrlichen Sozialdemokraten, die in Tränen ausbrachen, als sie von dem schweren Ernst der Dinge erfuhren ...

Im Komödienhaus gibt sich die Frau Kommerzienrat einen Ruck. Ihre Augen funkeln auf die Bühne hinauf. Ein wohliges Rieseln geht durch die Nerven. Ihre Sinnlichkeit beginnt zu brennen. Ein exotischer Tänzer von verheißungsvoller Brunst beginnt dort oben sich in unzweideutiger Weise der Nymphe zu nähern ...

Im Reichstag verkündet der badische Thronfolger, daß wir den Feinden ein Friedensangebot von verzweifeltem Ernst gemacht haben. Wir haben uns an

Wilson gewandt, der uns noch vor kurzem als ein Volk ohne Ehre bezeichnete. Wird dieser Schritt, der nach den furchtbaren Opfern von vier Kriegsjahren die schwerste Selbstentäußerung von uns verlangte, nun auch Erfolg haben? Oder muß das deutsche Volk zu dem unerbittlichen, furchtbaren Endkampf entflammt werden, den der Kanzler im Fall der Ablehnung in Aussicht stellt? Und wie wird dieser Endkampf ausgehen? Werden wir siegen oder werden die Feinde in unser Land hineinfluten? —

„Heben Sie die Röcke auf, damit ich Ihre Beine sehen kann!" wird auf der Bühne des Komödienhauses einem jungen Mädchen befohlen, das als Tanzschülerin eintreten will. Sie hebt die Röcke bis über die Knie und tanzt über die Bühne. —

„Wissen Sie," sagt die Frau Kommerzienrat, nachdem der Vorhang gefallen und der Beifall verrauscht ist, „die Sache entwickelt sich. Die reizende Szene mit den hochgehobenen Röcken hat belebend gewirkt. Sehen Sie nur, wie man allgemein strahlt und wie fröhlich man von seinen Eindrücken plaudert. Wollen wir nicht im Wandelgang die Toiletten betrachten?"

„Die scheinen Nachrichten aus dem Reichstag zu haben," sagt die Freundin, als sie an zwei blonden Herren vorübergehen, die gedämpft und eifrig miteinander sprechen.

„Aber meine Beste," antwortete die Frau Kommerzienrat, „was geht das uns an? Beachten Sie das heitere Leben in allen Räumen des Hauses! Von

uns läßt sich doch niemand in seiner Stimmung auch nur im geringsten beeinträchtigen. Wir sind zum Amüsieren gekommen und amüsieren uns eben."

„Heben Sie die Röcke hoch, damit ich Ihre Beine sehen kann," zitierte die Freundin.

„Ja," lachte die Frau Kommerzienrat, „ich bin nur neugierig, ob das dankbare Motiv im nächsten Akt wirkungsvoll ausgesponnen wird. Das interessiert mich ganz außerordentlich. Aber der Reichstag? Bah, meine Liebe! Im Reichstag wird das Schicksal Deutschlands verhandelt. Was geht uns Deutschland an?"

Der Brechreiz des Herrn Haas

Nachdem wir jahrelang im Vertrauen auf unser Heer die schwere Last der Zeit mit ungebeugtem Willen haben tragen können, sind nun die dunklen Stunden angebrochen. Wir alle müssen damit rechnen, daß die Entente versuchen wird, uns zu zerstückeln und zum Bettelvolk Europas zu machen. Wir sehen einen Feind im Vordringen, der durch seine wilden haßerfüllten Züge nun auch die erschreckt, die ihn in frommer Ideologie zu einem Verständigungsfrieden bereit wähnten. Wir erkennen mit Schaudern, daß er vielleicht in die Lage kommt, mit der Vernichtung Deutschlands, die er während des ganzen Kriegs ungescheut ausrief, blutigen Ernst zu machen, und müssen fürchten, daß er die eigenen Redensarten vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, nachdem sie ihren Täuschungszweck erfüllt haben, mit einem verächtlichen Fußtritt beiseite stoßen wird. Wir alle, auch die Regierung, rechnen mit einem letzten, ungeheuren Endkampf, in dem wir unser nacktes Leben zu retten haben.

Am schlimmsten aber sind die gestellt, denen in erster Linie das Schicksal droht, vom Mutterland losgerissen und in die Fremdherrschaft geworfen zu wer-

den. Aus Westpreußen drang darum auch der erste wehe Schrei des Entsetzens zu uns und wir vernahmen, daß unsere deutschen Brüder dort einen Volksausschuß für nationale Verteidigung gründen wollten, um vielleicht noch in der letzten Minute das Schicksal zu wenden. Ob der Ausschuß in seiner Arbeit Erfolg haben wird, wissen wir nicht. Ob den Westpreußen überhaupt noch die Möglichkeit des Kampfes bleibt, ist uns wie der Regierung unbekannt. Wir müssen einfach abwarten, wie die Zustände an der Front und die Verhandlungen mit Wilson sich entwickeln. Ehrwürdig aber war und ist uns der westpreußische Aufruf, weil er aus der tiefsten nationalen Not hervorging.

Auch Herr Ludwig Haas, den wir beinah als Unterstaatssekretär hätten begrüßen dürfen, erfuhr von dem Dokument der aufgescheuchten Angst und quittiert darüber in den Spalten des „Berliner Tageblatts" mit folgenden Zeilen:

> In Westpreußen haben Männer von „Bildung und Besitz", Gymnasialdirektoren, Professoren, Domänenpächter und Geheimräte einen Volksausschuß für nationale Verteidigung gebildet. Überall sollen die Frauen und Männer Volksausschüsse der gleichen Art errichten.
>
> Wir haben während des Krieges schon genug durch Ausschüsse erduldet; der Brechreiz fällt uns an, wenn tugendhafte Männer und Frauen in der höchsten Not des Vaterlandes ihre kindischen Gründungen machen. Kein Hund wird damit vom Ofen gelockt.

Mit Reden und Schriften ändert man nicht die Machtverhältnisse der Welt, sagt Herr Ludwig Haas dann weiter, um seine schlangenkalte und schlangengiftige Infamie gegen das dunkle Schicksal Westpreußens zu begründen.

Ist es Herrn Haas vielleicht entgangen, daß die Presse der ganzen Welt in Brand gesteckt wurde, als der französische Jude Dreyfus angeblich unschuldig verurteilt wurde? Möchte er uns nicht sagen, warum die internationale Sippe, die hinter ihm und dem „Berliner Tageblatt" steht, in allen Ländern der Erde mit allen Mitteln der geschäftlichen Gerissenheit die Presse an sich gebracht hat, wenn sie nicht hoffte, die „Machtverhältnisse der Welt" durch Rede und Schrift sehr erheblich zu verändern? Will er uns nicht verraten, wie die große, heilige, einmütige Volkserhebung, mit der auch er rechnet, zustande kommen soll, wenn sie nicht beizeiten psychologisch vorbereitet wird?

„Ja," antwortet vielleicht Herr Haas, „ich halte die Gründung im gegenwärtigen Augenblick eben nicht für richtig. Es ist nun einmal meine Ansicht, daß sich das Volk schweigend hinter die Regierung stellen soll."

Schweigend? Man meint Philipp den Zweiten zu hören, der von seinen Völkern auch verlangte, daß sie ihre Schmerzen stumm ertragen sollten. Selbst aber, wenn Herr Haas dieser ebenso tyrannischen wie falschen Ansicht war, ließ sich die Gründung dann nicht mit Worten ablehnen, die auf die bittere Not ihrer Entstehung schonende Rücksicht nahmen? Mußte Herr Haas durchaus mit dem unästhetischen Schau-

spiel drohen, sich auf das, ach, so begründete Leid der Westpreußen erbrechen zu wollen, und mußten deutsche Landeskinder, die in ihrer Angst nichts Besseres zu tun wußten, notwendig als „tugendhafte Männer und Frauen mit kindischen Gründungen" verhöhnt werden?

Wie dem nun aber auch sei: das westpreußische Volk weiß jedenfalls, wie man in den Spalten des „Berliner Tageblatts" über sein Schicksal denkt. In den gleichen Spalten stellte soeben der Theaterkritiker mit sichtlicher Genugtuung fest, daß der Kurfürstendamm sich durch die finstere Notwendigkeit der deutschen Unterwerfung in seinen Premierenvergnügungen nicht im geringsten stören lasse, und für die interessanten Vorträge, in denen Herr Harden über die „große Stunde" frohlockt, die das Werk Bismarcks zu vernichten droht, wird durch schmeichelhafte Berichte Reklame gemacht. Dringt aber irgendwo ein erschütternder Ton der deutschen Angst in unsere Seele, möchte Herr Haas am liebsten vor Ekel speien. Warum auch nicht? Man kann die heiligen Schauer von 1813 am Ende gar nicht besser vorbereiten, und wie unser Schicksal sich immer gestalte: es wäre Unrecht, wenn wir die geistvolle Methode nicht in einem treuen Gedächtnis bewahren wollten.

III. Nach Niederlage und Novemberumsturz

Die Urheberschaft des Kriegs, Beschimpfung des deutschen Volks, Verpöbelung des Heroismus und Verklärung des Landesverrats

Die Urheberschaft des Kriegs

Am 18. November 1918 schrieb der Theaterkritiker Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“ ein Feuilleton gegen den damals drohenden Schauspielerstreik und glaubte schließlich den Führer der Schauspieler durch folgenden Satz warnen zu müssen: „Machtproben, das hat uns der Krieg gelehrt, wenden sich oft gegen ihre Urheber, und ein zu weitgehender Ehrgeiz kann für den, der ihn hegt, verhängnisvoll werden.“ Da die Machtprobe des Krieges sich gegen uns gerichtet hat, wurde in diesen Zeilen Deutschland als der Anstifter der ungeheuren Katastrophe bezeichnet. Den feindlichen und neutralen Völkern mußte die frevelhafte Beschuldigung um so eher einleuchten, als sie von einem Blatt ausging, das nach außen hin ein deutsches Blatt zu sein schien. –

Zwei Tage später, am 20. November 1918, schrieb im gleichen Blatte Herr Richard Witting (der Bruder Hardens) einen Leitartikel, in dem er zunächst feststellte, daß die Welt im abgelaufenen Frieden ganz allgemein sehr verderbt gewesen sei, um dann die „spezifische Schuld“ am Krieg auf den rohen Machthunger Deutschlands zu legen.

Am 25. November erschien im Feuilleton der Kopenhagener Korrespondent Herr Alfred Gold und pries in ergriffenen Worten ein Buch von Gerard, in dem bewiesen wurde, daß das deutsche Kaisertum den Massenmord heraufbeschworen habe.

Wie man sieht, war in den dunklen Novembertagen unseres Zusammenbruchs das Organ des Herrn Mosse eifrig bemüht, die schreckliche Bezichtigung so oft zu wiederholen, daß sie auch im flüchtigen Leser haften mußte. Wer sie am 18. November im Feuilleton des verdienstvollen Herrn Engel etwa übersehen hatte, wurde am 20. durch den Leitartikel des Herrn Witting gemahnt, um dann am 25. bei Herrn Alfred Gold einen heilsamen Wiederholungskursus durchzumachen. Dabei verdanken wir die angezogenen Artikel einem rein zufälligen Griff in die Spalten der geschätzten Zeitung. Wenn man alle Artikel und Notizen zusammentragen wollte, die Deutschland direkt oder indirekt in der gleichen Weise belasten, würde der Stoff noch erheblich anschwellen.

Von München aus hatte man bereits früher die besorgte Stimme des Universitätsprofessors Jaffé vernommen, der in seinem treuherzigen Idealismus zu fürchten schien, es könnten in Paris und London die lichten Genien der Menschheit irgendwie zu kurz kommen, wenn der deutsche Name nicht hinreichend besudelt würde. Ihren eigentlichen Höhepunkt erreichte die Hetze aber doch erst, als sich der galizische Jude, der literarisch unter dem Namen Kurt Eisner tätig war, zum Präsidenten der bayrischen Republik empor-

geschwungen hatte. Herr Eisner war früher einmal Redakteur am „Vorwärts“ und ließ sich schon damals eine Handlung zuschulden kommen, die ihn als einen vollkommen skrupellosen Menschen enthüllte. Er war es, der durch die bekannten sexuellen Anschuldigungen Krupp in den Tod trieb, was damals auch innerhalb der Sozialdemokratie als ein erbärmlicher Streich empfunden wurde. Dieser Herr Eisner nun, der in sittlicher Beziehung als schwindelfrei bekannt war, griff mit ruchloser Hand in die bayrischen Archive und veröffentlichte einige herausgerissene und sorgsam gefälschte diplomatische Akten, die in ihrer Zusammenhanglosigkeit Deutschlands Schuld am Weltkrieg zu beweisen schienen. Das „Berliner Tageblatt“ aber griff sie sofort auf, brachte sie am 24. November an der Spitze des Textes, ohne auch nur eine Silbe an abschwächender Kritik hinzuzufügen, und stellte sie in dieser Form dem feindlichen Ausland zur Verfügung.

Man wird in der Geschichte aller Zeiten vergeblich nach einem Seitenstück zu diesem grausigen Verrat an einem Volk suchen. Über dem Rhein und in London schreit der blutgierige Haß sich nach unserer Vernichtung heiser. Wir haben in der Welt keinen Schutz mehr als unser gutes Recht. Nur was wir sittlich gelten, gelten wir überhaupt. Wir sind arme Leute geworden und können die Stimme der Welt nicht verachten. Die Meinung der anderen hat einen erheblichen Einfluß auf unser Schicksal. Sind wir schuldig, kann man uns durch ungeheure Milliardenlasten zu Bettlern machen und uns die Waffen nehmen.

Wenn wir dem moralischen Abscheu der Welt verfallen, wird den Politikern ein Messer in die Hand gedrückt, die mit Mordgedanken umgehen.

Und trotzdem geschieht es? Während unsere Mutter Germania schmerzgebeugt und ohnmächtig vor den Richtern steht, wird sie von Menschen angefallen, die ihr die schwarzen Trauerkleider mit Gewalt vom Leibe reißen? Deutsche Fäuste mißhandeln sie und deutsche Worte schreien ihr ins Gesicht: „Du hast's getan!" Gerade das deutsche Blatt, das am stärksten im Ausland gelesen wird, ruft die Schuld der schwergetroffenen Frau durch die feindliche Welt? Und wie heißen die Menschen nun, die dazu das Herz und die Stirn haben? Ach, ihre Namen sind uns so unendlich bekannt und vertraut. Fritz Engel, Richard Witting, Alfred Gold, Prof. Jaffé, Kurt Eisner: es sind immer dieselben Typen, es ist immer dieselbe Sorte, immer dieselbe!

Wie liegen aber in Wirklichkeit die Dinge, die sie mit allen Kniffen der journalistischen Mache zu verdrehen suchen? Als unsere Niederlage besiegelt und Elsaß-Lothringen den Franzosen zugefallen war, erklärten die amtlichen Pariser Redner mit zynischer Offenheit, daß man seit bald 50 Jahren auf diesen Tag gewartet und für diesen Tag gearbeitet habe. Keinem vernunftbegabten Wesen in ganz Europa war unbekannt, daß die Revanche die französische Politik beherrschte und sie jeder Mächtegruppe in die Arme trieb, die sich gegen Deutschland richtete. In der Jerusalemer Straße aber fälscht man diese offen-

kundigen Tatsachen aus der Welt, um Deutschland ein vergiftetes Messer in den Rücken stoßen zu können.

Ebenso bekannt und ebenso kriegserregend waren die russischen Ansprüche auf Konstantinopel. Sie sind von den Russen selber genau so unbedingt eingeräumt worden wie die französische Revanchepolitik von den Franzosen. Wir lagen zwischen zwei Ländern, die beide eingestandenermaßen kriegerische Ziele verfolgten. Aber was hilft's? Wenn die Tatsachen in die redlichen Hände des Herrn Theodor Wolff geraten, verwandeln sich die heißblütigen französischen Revanchepolitiker und der bluttriefende russische Zarismus in schneeweiße Lämmer, die von uns mit dem militaristischen Mordstahl angefallen wurden.

Und wie stand's im Grunde mit England? War's nicht so, daß wir im friedlichen Wettbewerb überall siegten und zu Wohlstand und Segen gelangten? War's nicht England, das auf einen Krieg sinnen mußte, weil es sich im Frieden nicht behaupten konnte? Unser geschäftliches Interesse lag beim Frieden, dasjenige Englands aber beim Krieg. Und trotzdem wagen die Leute, die im „Berliner Tageblatt" ihr Wesen treiben, die ruchlose Behauptung aufzustellen, daß wir die Urheber des Krieges gewesen seien? Ach nein, wir werden uns im Frieden darüber zu unterhalten haben, ob unsere Diplomatie die schreckliche Koalition nicht hätte sprengen können, die sich gegen uns gebildet hatte. Auch was sie in den kritischen Tagen des Jahres 1914 getan oder gelassen hat, mag mit ruhiger Unbefangenheit untersucht werden. Wir sind die

letzten, die unsere Diplomaten für vollkommen halten möchten. Die großen historischen Tatsachen aber, auf die schließlich alles ankommt, liegen so klar zu unseren Gunsten, daß ihre Sprache selbst im neutralen Ausland verstanden worden ist. Nicht wir waren am Krieg interessiert, nicht wir haben ihn gewollt und nicht wir haben ihn betrieben. Wenn die Presse des Kurfürstendamms das Gegenteil zu verbreiten unternimmt, spricht sie eine bewußte Lüge aus.

Die entfesselnde Schamlosigkeit

Eine Nummer der „Weltbühne“

Die Zitate, die wir im folgenden unseren Lesern unterbreiten werden, atmen einen so grauenhaften Haß gegen unser Volk, daß man unwillkürlich nach einer Erleichterung sucht.

„Lohnt es sich nun auch wirklich, all diese unappetitlichen Gemeinheiten ernst zu nehmen?“ fragt man sich, wenn man mit dem Lesen fertig ist und das Heft sinken läßt. „Wer ist im Grunde Herr Siegfried Jakobsohn, daß wir auch nur eine Viertelstunde des Ekels an ihn wenden? Der Mann wurde wegen eines ungewöhnlich dreisten literarischen Diebstahls aus der Berliner Presse hinausgeworfen und gründete dann ein Blättchen, das in einem hebräisch-galizischen Jargon für hebräisch-galizische Kunstanschauungen eintrat. Obwohl es aus naheliegenden Gründen von der börsenliberalen Presse begönnert wurde, drang es niemals in weitere Kreise und kam im besonderen mit der gebildeten deutschen Lesewelt in gar keine Berührung. Schließlich ist es Herrn Jakobsohn offenbar zu langweilig geworden, das Krötengift seines Talents unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu verspritzen, und er beschloß, dem bis dahin literarischen Blatt einen politischen Anstrich

zu geben, um vielleicht auf diese Weise bessere Geschäfte zu machen. Eines Tages wurde also die ‚Schaubühne' in eine ‚Weltbühne' umgewandelt, aber glücklicherweise in eine, von der die Welt im allgemeinen weder eine Ahnung hatte noch hat. Warum also soll man sich über diese Dinge aufregen? Es ist zwar bedauerlich, daß in so ruchloser Weise gegen unser Land gehetzt wird. Wenn Herr Jakobsohn dabei aber sein Glück im Winkel findet, braucht es uns schließlich auch nicht zu kränken. Wir haben im hellen Licht des Tags so viele mächtige Feinde, daß wir uns mit den fragwürdigen Gestalten, die in den halbdunklen Kellerräumen der Literatur ihr Wesen treiben, schlechterdings nicht abgeben können. Mag die Sache in ästhetischer Beziehung auch noch so peinlich sein, irgendeine öffentliche Bedeutung kommt ihr nicht zu."

Wenn es sich allein um Herrn Jakobsohn und die politische Winkelschmiere handelte, die er „Weltbühne" zu nennen beliebt, würden wir die ersten sein, die sich eine derartige Betrachtung zu eigen machten. So günstig sind wir nun aber leider nicht gestellt. Was hier offen, zynisch und schamlos vorgetragen wird, ist genau das gleiche, was im „Berliner Tageblatt" und den ihm blutsverwandten Zeitungen in mehr verhüllten und darum schlimmeren Formen gesagt wird. So gleichgültig Herr Jakobsohn an sich auch ist, so wenig gleichgültig ist er als Vertreter einer unheimlichen Macht, die mit allen Mitteln der Verschlagenheit an unserem Untergang arbeitet. Die Hauptstadt mit den vielen Zeitungen, Theatern, Bildersälen und

Konzerten ist nahezu vollständig in ihren Händen. In unsere Universitäten ist sie eingedrungen, im Verlagsbuchhandel hat sie eine verhängnisvolle Geltung erlangt, das Zeitschriftenwesen droht sie zu monopolisieren, kurz: sie ist allgegenwärtig und zerrüttet den Organismus unserer Kultur mit schweren Giften. Weil die literarischen Dreistigkeiten der „Weltbühne" ein Teil dieser Macht sind und auf ihre Taktik ein fesselndes Licht werfen, müssen sie beachtet und sorgsam erwogen werden.

Es ergibt sich dann, daß der Mammonismus die Front seiner ungeheuren literarischen Armee in drei Abschnitte gegliedert hat. Im Zentrum steht die Hauptmacht, die in klassischer Weise vom „Berliner Tageblatt" vertreten wird, zu der im übrigen aber zahllose weitverbreitete Zeitungen, Theater, Zeitschriften, Verlagsbuchhandlungen, Vortragsgesellschaften usw. gehören. Auf dem linken Flügel kämpfen die kleinen extremen Zeitschriften, die nichts zu verlieren haben, weil sie an Abonnenten so gut wie nichts besitzen. Hier kann mit verbrecherischer Offenheit gesagt werden, was das „Berliner Tageblatt" entweder gar nicht oder nicht in dieser Form zu sagen wagt. Der linke Flügel kämpft als ein Stoßtrupp, der der Hauptmacht voraufgeschickt wird und das Gelände aufklärt, indem er durch Dreistigkeiten feststellt, was das deutsche Volk sich im gegebenen Augenblick bieten läßt. Auf dem rechten Flügel endlich finden wir ein kleines Häuflein, das in nationaler Tracht bis zu einem gewissen Grad für nationale Ziele eintritt und als Ab-

lenkung zu dienen hat, wenn einmal die Lage der Hauptmacht kritisch werden sollte. Während der linke Flügel den fortschreitenden Kampf vorbereitet, dient der rechte zur Deckung des Rückzugs, beide aber hängen innerlich mit dem Zentrum zusammen und bilden wohlerwogene Teile im strategischen Plan unserer Feinde.

Nachdem wir uns so gegen den Vorwurf geschützt haben, daß wir Herrn Jakobsohn mit unserem Artikel eine unverdiente Ehre zuteil werden lassen, wollen wir unseren Lesern die landesverräterischen Zitate ohne umständliche Erläuterungen unterbreiten. Wir geben dabei einfach die Seitenzahl der „Weltbühne" an und verzichten darauf, die einzelnen Artikelschreiber zu nennen. Es handelt sich ohnehin um kleine giftige Schreiberseelen, die hier ihren Befähigungsnachweis für die zerstörenden Zwecke der mammonistischen Hauptmacht erbringen, im übrigen aber weder einen geistigen noch politischen Rang besitzen. Auf Seite 241 der Nummer vom 6. März 1919 heißt es:

> Der kühl abwägende Historiker von übermorgen freilich kommt diesen Unerfreulichkeiten mit hieb- und stichfester objektiver Erklärung bei. In allem wird er eine unmittelbare Folge der vier Jahre sehen, da Europa in ein Menschenschlachthaus verwandelt war. Und dem ist so. Denn ein Geschlecht, das durch den materiellen und moralischen Schlamm der Schützengräben geschleift wurde, das den bluttriefenden Widersinn des Mordens täglich und stündlich mit Ekelgefühlen erlebte, das die Schweinerei in der Etappe und das Schiebertum im Hinterland

kennen lernte und sehen mußte, wie, die „Stimmung“ hochzuhalten, eine feile und feige Presse über den Totentanz draußen und den Tanz ums goldene Kalb drinnen einen verklärenden Schleier, gewoben aus Rosenblättern und Tautropfen, breitete — ein solches Geschlecht mußte den Glauben an das Ideal einbüßen und dafür den Glauben an die Gewalt eintauschen.

Man überlege einmal, was in vier langen Kriegsjahren von unseren Feldgrauen an stolzer Begeisterung und flammender Tapferkeit geboten wurde; man überschlage den stillen Opfersinn der Daheimgebliebenen, die im Glauben an Gott und unser Land ihre Söhne begruben und den Hunger duldeten; man rufe ins Gedächtnis zurück die Großtaten unseres Generalstabs, die eine Welt mit ihrem Ruhm erfüllten, und man wird leicht erkennen, mit wie viel oder wie wenig Wahrheitsliebe die schreibenden Galizier der „Weltbühne“ ihr unsauberes Handwerk treiben.

Neben dem systematischen Schänden der nationalen Kriegsstimmung, von dem die vorstehenden Zeilen eine kleine Probe geben, sind sie mit besonderem Eifer bemüht, die Urheberschaft des Kriegs auf unser Volk zu legen, um auf diese Weise unseren verbündeten Feinden einen Rechtstitel selbst für die ungeheuerlichsten Vernichtungspläne zu liefern. Auf Seite 246 fragt jemand: „Was ist von allen fürchterlichen Erscheinungen dieser Entsetzensjahre wohl die fürchterlichste? ... Ist es die verruchte Lüge, die unser Volk in einen schamlosen Angriffskrieg gepeitscht und diesen,

von der ersten Minute an aussichtslosen Krieg Jahre hindurch wie ein aberwitziges Roulettespiel sinnlos verlängert hat? Die Lüge, die auch nach dem Umsturz tagaus, tagein die Hirne verdummt, Leidenschaften und Haß entflammt, Proteste und Anklagen gegen die Feinde erhebt, wo bescheidene Einkehr und Selbstanklage am Platze wären?"

Soweit es darauf ankommt, unser Vaterland mit der Verantwortung für den Krieg zu belasten, lassen diese Zeilen ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, die volle Höhe der Darstellung wird aber doch erst im letzten Abschnitt von Seite 247 erreicht:

> Die Hauptmacher freilich in der Öffentlichkeit und Presse wissen das ganz wohl, sie wissen, daß die Schuldfrage das zentrale Problem ist, wissen, daß das bisherige System den Krieg gewollt, herbeigeführt, durch Dummheit und Frivolität trotz allen Grausamkeiten verloren und alles Entsetzliche der Gegenwart verschuldet hat.

Wenn man über den wilden Deutschenhaß des Herrn Jakobsohn und seiner Vettern nicht so zuverlässig unterrichtet wäre, würde man nicht begreifen, wie derartige Dinge in deutscher Sprache gedruckt werden können. Vielleicht beachten unsere Leser, daß wir nach den vorstehenden Sätzen den Krieg „trotz allen Grausamkeiten" verloren haben, will sagen: der Verfasser belastet uns nicht nur mit der Schuld am Krieg, er unterstützt auch die Greuelberichte, durch die unsere Feinde die ganze Welt gegen uns aufzuhetzen bemüht

waren. Das ist entsetzlich, aber wir werden bald sehen, daß es sich auch hier nicht um eine Entgleisung oder eine vorübergehende Anwandlung der Niedertracht handelt, sondern daß System in der Sache liegt.

Auf Seite 243 wird die Sozialdemokratie angegriffen, weil sie „die ruchlose Kriegspolitik einer verbrecherischen unfähigen Regierung" vier Jahre hindurch mit „verlogenen haltlosen Scheingründen" gestützt habe, und dann betritt die Bretter der „Weltbühne" jener Herr Grelling, der sich im Krieg durch seine landesverräterischen Schriften einen berüchtigten Namen machte und von dem kürzlich in der „Täglichen Rundschau" festgestellt wurde, daß er der Sohn einer jüdischen Bankiersfamilie in Berlin sei. Herr Grelling, dessen Bild im Weltspiegel des „Berliner Tageblatts" mit einer außerordentlich schmeichelhaften Unterschrift gebracht wurde, hebt also an:

> Daß noch heute, nach der Revolution, nach dem Verschwinden der schuldigen Dynastie und ihrer unmittelbaren Helfershelfer, kein Mann aus den jetzt herrschenden Parteien, aus der alten Sozialdemokratie, dem Zentrum und der sogenannten Demokratie, aufgestanden ist und das unumwundene Bekenntnis abgelegt hat: Ja, der Krieg ist von den früheren Machthabern Deutschlands bewußt und absichtlich herbeigeführt worden; wir sind nicht überfallen worden, nein, wir haben überfallen — daß zu solchem ehrlich-männlichen Bekenntnis in der heutigen Regierung und ihrem Mehrheitsblock nicht die Männer vorhanden sind: das muß man nach-

gerade, nach viermonatiger Revolutionsherrschaft, als eine unumstößliche Tatsache hinnehmen.

Auf Seite 257 erklärt Herr Grelling dann, „daß die schuldigen Urheber dieses Krieges ausschließlich die Machthaber Deutschlands und Österreich-Ungarns seien", und auf Seite 259 verlangt er, daß an den Friedensverhandlungen von unserer Seite keine Männer teilnehmen dürfen, die Deutschlands Unschuld verteidigt haben. Das Wohl Deutschlands wäre nach seiner Meinung offenbar in die rechten Hände gelegt, wenn am Verhandlungstisch Leute wie Theodor Wolff, Maximilian Harden, Siegfried Jakobsohn usw. erschienen. Auf Seite 264 flicht Herr Jakobsohn in eine Theaterkritik den Satz ein, daß Deutschland und Österreich-Ungarn die Welt „überfallen" hätten und auf Seite 271 endlich nennt er Ludendorff einen „Massenmörder".

Wir erwähnten bereits, daß in das Zitat auf Seite 247 auch die Grausamkeiten hineinspielen, die wir uns nach der Ansicht unserer Feinde und der ihnen verbündeten „Weltbühne" in unserer Kriegführung haben zuschulden kommen lassen. Auf Seite 248 wird dieser Gedankengang in den folgenden Sätzen dann noch stärker betont:

> Deutschland, das noch vor kurzem äußerlich so blühende mächtige Reich, ist zum odium generis humani, ist das Ziel des Universalhasses und einer noch schlimmeren Geringschätzung geworden, weil es — lange, lange vor 1914 und während des Krie-

ges — alle großen Prinzipien edler Menschlichkeit: Recht, Güte, Großmut, Milde, Gerechtigkeit, mit absprechender Gebärde, oft auch mit egozentrischem Deliranten-Wahnsinn von sich gewiesen hat und wie ein toll gewordener Renner dem Prestige, dem Nutzen, dem Erwerb, dem Erfolg, der Macht in überheblicher Selbsteinschätzung nachgejagt ist.

Wir haben also nicht nur den ungeheuren Krieg in ruchloser Weise entfesselt, wir haben auch „während des Kriegs alle großen Prinzipien edler Menschlichkeit mit absprechender Gebärde von uns gewiesen". Herr Jakobsohn meint offenbar, dem deutschen Volk, dessen Greise und Kinder von einem völkerrechtswidrigen Hungerkrieg totgeschlagen wurden und werden, viel bieten zu können, ohne für den „egozentrischen Deliranten-Wahnsinn" seiner Rasse etwas fürchten zu müssen. Das „odium generis humani", von dem der Artikelverfasser spricht, ist übrigens eine Wendung des Tacitus, der sie auf das antike Judentum anwandte. Indes: gehen wir zunächst weiter.

Die deutschen Frauen, über die Tacitus ja auch geschrieben hat, scheinen sich in der Gegenwart verändert zu haben. Auf Seite 248 des gleichen Artikels heißt es:

Und die deutschen Frauen? Seit man nach der Vernichtung der „Lusitania", dem bestialischsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte, sogenannte Damen der sogenannten gebildeten Stände vor Freude tanzen sehen konnte, daß so viele ameri-

kanische Frauen und Kinder getötet seien — seit jener Zeit ist klar, daß die deutsche Seele krank, schwer krank ist, und daß nur eine schier uferlose Dummheit, Unwissenheit und Urteilslosigkeit das Megärentum dieser Huldinnen erklärt.

Wer der Meinung sein sollte, daß wenigstens die Gelehrten, Dichter und Künstler von der allgemeinen deutschen Schurkenhaftigkeit auszunehmen seien, wird auf Seite 250 belehrt, daß sie gerade in ihren demokratischen Vertretern in der unerhörtesten Weise „gefaselt, gelogen und gefälscht" haben.

Von unserer Kirche aber heißt es Seite 249:

> Nie war eine Kirche, die sich christlich nennt, weiter entfernt von der Lehre des milden Galiläers, von dem Evangelium Christi, als die verknöcherte und versteinerte, jedes geistigen Adels, jeder tieferen Menschlichkeit bare deutsche evangelische und katholische Kirche der Kriegszeit. Dümmste, bornierteste Verherrlichung unserer militärischen Erfolge, salbungsvolle Verurteilung oder gar alberne Beschimpfungen der Feinde, blöde Rechtfertigungsversuche, auch der schlimmsten Übeltaten der Heimat, dies alles verlogenen Leitartikeln einer nichtswürdigen Presse nachgebetet, war das von so vielen deutschen Kanzeln den Gläubigen gespendete Produkt. Was die Konsistorien — diese übelsten Brutherde eines verdummten und verdummenden Servilismus — vorschrieben, was schlaue Kirchenfürsten lehrten, die sich doch noch lieber mit der heimischen Obrigkeit

verhielten als mit dem Völkerhirten in Rom, das wurde von protestantischen und katholischen Pfaffen eifrig und fromm nachgepredigt.

Es darf vielleicht als ein Lichtblick in dem allgemeinen Dunkel angesehen werden, daß der Verfasser die Synagoge nicht erwähnt. Da sein gerechter Grimm sie sicher nicht verschont hätte, wenn sie schuldig gewesen wäre, kann am Ende angenommen werden, daß wenigstens sie in der stinkenden deutschen Welt ihre Reinheit zu wahren wußte und zum Ausgangspunkt einer sittlichen Erneuerung zu werden vermag. Im übrigen kann man als Deutscher nur schwer atmen, wenn man diese Zeitschriftennummer aus der Hand legt, und es wäre frevelhafter Wahnsinn, wenn man den scheinbar tollgewordenen Haß der literarischen Plebejer mit einem überlegenen Lächeln abtun wollte. Wir führten bereits in unserer Einleitung aus, daß hinter ihren wilden Ausbrüchen eine kalt erwogene taktische Absicht steckt und daß sie mit den gleichgesinnten, aber mehr vorsichtigen Herrschaften im „Berliner Tageblatt" und anderswo in der intimsten Sippen-Gemeinschaft leben. Wir werden gut tun, weder die einen noch die andern aus den Augen zu verlieren und fest im Bewußtsein zu halten, daß sie auf unseren Untergang eingeschworen sind und ihn mit allen Mitteln ihres rachsüchtigen Temperaments betreiben. Nur wenn wir wach bleiben, dürfen wir hoffen, auch dieser Ruchlosigkeit wie jeder andern Herr zu werden.

Ludendorff

„So nehmen Sie doch nur Vernunft an,“ sagte mein Freund, indem er mich in ein Bierlokal hineinzudrängen suchte, das mit einem freundlichen Vorgarten in unserem westlichen Villenort lag.

„Ich begreife gar nicht, wie man so verstockt sein kann,“ jammerte er, als ich mich kräftig zur Wehr setzte. „Sie sollen doch nur im Vorbeigehen ein Glas Bier trinken. In einer knappen Stunde hole ich Sie wieder ab.“

„Sprachen Sie nicht davon, daß ich Vernunft annehmen sollte?“

„Gewiß.“

„Zugleich aber wollten Sie mich zum Biergenuß bewegen?“

„Ja, durfte ich das nicht?“

„Selbstverständlich durften Sie. Es scheint mir aber zu beweisen, daß Sie entweder vom Bier oder von der menschlichen Vernunft nichts verstehen.“

„Nanu,“ sagte mein Freund und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Gestatten Sie —“

„Bitte.“

„Haben unsere Väter uns das Bier nicht als ein alkoholhaltiges Getränk hinterlassen?“

„Das haben Sie.“

„Wenn ich nun im Gegensatz zu dieser unanfechtbaren Tatsache einen gefärbten wässerigen Stoff für Bier halten soll, muß ich dann nicht zuvor meine Vernunft ablegen und mich künstlich in einen Zustand der Idiotie versetzen?“

„Hm,“ sagte mein Freund und sah mißvergnügt aus. Er liebt es nicht, im Gespräch zu unterliegen. —

Plötzlich aber flog ein erlösender Schimmer von Liebenswürdigkeit über sein Gesicht.

„Wissen Sie,“ sagte er, „wenn es mit der Vernunft nicht geht, versuchen Sie es nur getrost mit dem Gegenteil. Seien Sie auf dreiviertel Stunden ein Idiot. Es gelingt Ihnen sicher und wir sind aus allen Schwierigkeiten heraus.“

„Man sollte es nicht für möglich halten!“ sagte ich mit einem stummen Kopfschütteln. „Sie waren ja von je einer der unglaublichsten Menschen, in diesem Falle aber —“

„Bitte,“ sagte er und öffnete mit einer ritterlichen Bewegung die Gartentür. „Spazieren Sie nur immer hinein. Der Kellner erwartet Sie schon.“

„Es ist wahr,“ bestätigte ich mit einem Anflug von Bitterkeit, „daß der Kellner gerade in diesem Augenblick aus dem Fenster sieht, und ich mag keine dramatischen Szenen aufführen. Ich gehe also hinein. Wenn Sie aber glauben, daß Ihnen irgend etwas geschenkt sein sollte—“

„Wie können Sie das von mir annehmen," meinte er mit sanftem Vorwurf. „Ich weiß ja, daß die Idiotie vorübergehend ist. Gebe der Himmel nur, daß Sie ebenso leicht herauskommen wie Sie hineingelangen werden und daß bei der Metamorphose von Ihrem Verstand nichts verloren geht."

Kam es mir nur so vor oder zeigte der Kellner wirklich ein ironisches Grinsen, als er mir drinnen den Überzieher abnahm? War es Zufall oder war es eine Fortsetzung der Niederträchtigkeiten, daß er mir den „Ulk" auf den Tisch legte, als ich mich in einen stillen Winkel zurückgezogen hatte? Gleichviel: ich war gerade in der rechten Verfassung, diese Beilage des „Berliner Tageblatts" zu lesen. Wut und Ingrimm brauchte ich für die Rückkehr meines sauberen Freundes. Wut und Ingrimm kann man sich aus diesem Witzblatt holen.

Ich blätterte also in den eingespannten Nummern langsam zurück. Die Witze waren so plebejisch und schal wie immer. Die antinationale Gemeinheit brach überall durch. Tirpitz wurde als Direktor der Alteisen-G. m. b. H. „Deutsche Flotte" verhöhnt. Aber was verschlug mir das alles? Ich wollte mich ja ärgern. Ich wollte den Grimm ja einsaugen und ansammeln wie ein Schwamm das Wasser.

Plötzlich aber prallte ich zurück. Ludendorff!

War so etwas denn wirklich möglich?

Die Nummer vom 7. März zeigte in ihrem Titelbild einen Spieltisch nach wüster Nacht. Verstreute Karten trieben sich planlos umher. Etwas herrenloses

Geld war liegen geblieben. Die grüne Decke war unordentlich zurückgeschoben. Am Tisch aber stand Ludendorff, der sich soeben als bankerotter Mann erhoben hatte.

Und wie sah der deutsche Führer aus?

In seinem Gesicht waren alle Laster des beschränkten Hochmuts eingeschrieben. Der Dummstolz leuchtete ihm förmlich aus den Augen. Als ein brutaler stiernackiger Militär niedrigster Ordnung stand er breitbeinig da. Die Hände hatte er frech und gleichgültig in die Taschen gesteckt.

Eine weibliche Figur, die Klio vorstellen sollte, sprach: „Na, Erich, du hast das Spiel verloren! Was wirst du nun zu Hause sagen?"

„Meinen Leuten erzähl' ich schon etwas," kam mit dreister Stirn die Antwort.

War so etwas in Deutschland wirklich möglich? Gegen einen Mann, der in vier langen Jahren das Vaterland mit nie rastender Sorge bewacht hatte? Von Leuten ausgehend, die in der gleichen Zeit unserem Volk und unserem Krieg mit giftigen Waffen in den Rücken gefallen waren?

Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich bin nicht empfindlich. Ich begreife außerordentlich gut, daß man Ludendorffs politischer Gegner sein kann. Ich persönlich habe zu denen gehört, die durch Scheidemanns Wort vom „genialen Hasardeur" nicht verletzt wurden. In historisch bewegten Zeiten kann man mit eherner Notwendigkeit zum Hasardieren gezwungen werden, und durch das Beiwort „genial" war der ganze

Begriff in eine sympathische Sphäre emporgehoben. Vor diesem Bild des „Ulk“ aber blieb einem der Atem weg. Hier war ein Spieler gezeichnet, der brutal und dumm das Mark des Landes verspielte, um sich nachher mit dreisten Lügen herauszuschwindeln. Wie war es möglich, daß eine so niedrige Verleumdung auf den offenen Markt hinaustreten konnte? Man sollte meinen, daß die einfache Scham verbieten müßte, den deutschen Helden unseres tragischen Kriegs in so schmutziger Weise preiszugeben.

Aber freilich: gerade die Scham pflegt den Hintermännern des „Ulk“ von den Philosophen abgesprochen zu werden.

Ein Landesverräter

(René Schickele)

Im April des laufenden Jahres teilten wir unseren Lesern mit, daß der bei Kriegsausbruch nach Frankreich geflüchtete Agitator Grumbach für die französische Gesinnung des Herrn Schickele eingetreten sei. In der sozialdemokratischen „Freien Presse“ in Straßburg wurde ebenfalls bestätigt, daß Schickele im Krieg durchaus auf der Seite Frankreichs gestanden habe; daß er den Sieg des Verbands und die Niederlage des preußischen Militarismus wünschte, daß er aber dem Verband die Kraft nicht zutraute, das zu erreichen. Herr Schickele, der in deutscher Sprache schreibt und in Berlin so erfolgreich den Deutschen mimte, daß während des Krieges ein Stück von ihm gespielt werden konnte, war damit in aller Form als Landesverräter festgestellt, und wir gestatteten uns zum Schluß die Frage, ob wohl das „Berliner Tageblatt“ dem nunmehr offenen Landesverräter die gleiche Geneigtheit schenken werde, die es dem heimlichen so reichlich zukommen ließ. Selbstverständlich nahmen wir dabei nicht an, daß der Landesverrat etwa die Sympathien des Mosseblatts herabsetzen könnte, wir hielten aber immerhin

für möglich, daß es die Dreistigkeit nicht besitzen würde, sich eines so unzweifelhaft niederträchtigen Herrn anzunehmen. Wie wir aus der Nummer vom 8. Juni ersehen, haben wir es in dieser Beziehung unterschätzt. Es läßt an dem genannten Tage den politisch wie geistig offenbar vollkommen unzu — — na, also: unzulänglichen Herrn Fritz v. Unruh über ein neues Buch des Herrn Schickele schreiben und teilt gleichzeitig mit, daß es das Buch bereits früher durch einen anderen Mitarbeiter gewürdigt habe. Das bißchen Landesverrat vermag also, wie man sieht, durchaus nicht zu hindern, daß Herr Schickele dem deutschen Publikum gleich in zwei Artikeln angepriesen wird, und so dürfen wir am Ende hoffen, daß das trauliche Idyll dieses vaterländischen Zusammenlebens überhaupt nicht mehr gestört werden kann. Ganz von der Hand zu weisen wäre ja vielleicht nicht, daß der deutsche Michel schließlich doch einmal die Geduld verlöre und so kräftig auf den Tisch schlüge, daß die Herren im „Tageblatt" ihre angestammten Sympathien für den Landesverrat wenigstens vorübergehend zurücktreten lassen müßten. Aber freilich: es sieht vorläufig nicht danach aus, und in der Jerusalemer Straße scheint man darum auch mit so entfernten Möglichkeiten nicht zu rechnen.

Freiheit die sie meinen . . .

(Ein Bild aus dem Gegenwartsstaat)

In den „Eisernen Blättern“, die von Traub herausgegeben werden, lesen wir im ersten Jahrgang, Nummer 21:

Eins der entzückendsten deutschen Kindergedichte ist Rückerts Lied vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Wir kennen es alle aus der Schule. Nunmehr setzt uns Georg Kubatzki im „Israelitischen Familienblatt“ auseinander, daß das Gedicht — antisemitisch wäre. Nämlich, weil darin die Verse vorkommen: „Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald mit großem Sack und langem Bart“ und streifte die goldenen Blätter in seinen Sack. Genau so unerträglich wie der Vers: „Schulmeisterlein, du armer Narr!“ in Mörikes „Turmhahn“, der ja auch auf Rat eines klugen Jugenderziehers gestrichen werden sollte. Also Georg Kubatzki wandte sich „mit einer Eingabe an das Kultusministerium in Preußen und bat um Abstellung dieses Übels“. Er schlug vor, den „Juden“ Rückerts in einen „Räuber“ oder in ein „Männlein“ zu verbessern (so wie

man früher aus dem „Liebchen“ des Volksliedes eine „Mutter“ machte)! Bald darauf erhielt er vom Provinzialschulkollegium die Mitteilung: „Auf Ihr an den Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gerichtetes Gesuch vom 28. März d. J. erwidern wir ergebenst, daß sich der Verlag bereit erklärt hat, das Gedicht „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ beim Neudruck der Fibel von Wichmann-Lange, Ausgabe B, durch ein anderes zu ersetzen.“ Und der Verlag, devot wie er ist, „beehrt sich“ noch überdies, Herrn Kubatzki in folgender Weise die Stiefel zu lecken: „Wir danken Ihnen für Ihr gefälliges Schreiben vom 6. d. M. und beehren uns, Ihnen daraufhin mitzuteilen, daß wir bei einem Neudruck der Fibel für Beseitigung des beanstandeten Gedichtes Sorge tragen werden.“ Das „Israelitische Familienblatt“ zollt Herrn Kubatzki „für sein maßvolles und doch zugleich energisches Vorgehen wärmste Anerkennung.“

Soweit der Verlag in Frage kommt, möchten wir doch bemerken, daß er mit dem Absatz seiner Fibel auf die Schulbehörden angewiesen ist und also notgedrungen in den Ton einstimmen mußte, den die amtlichen Herrschaften anzuschlagen beliebten. Wer bei dieser Zensur aber, die selbst harmlose Kinderlieder rücksichtslos unterdrückt, so etwas wie Atembeklemmungen spüren sollte, mag sich an der „Weltbühne“ des Herrn Jakobsohn erholen, die in ihrer Nummer 50 den deutschen Volkscharakter also malt:

Es ist sicher: die deutschen Juden haben mancherlei Laster und Gebrechen — oder sagen wir lieber: es gibt in der deutschen Judenschaft einen nicht unerheblichen Teil, der unerfreuliche Eigenschaften aufweist, namentlich in Berlin. Man sieht oft einen groblichen Mangel an Takt und Geschmack, viel Urteilslosigkeit und Snobismus, Furchtsamkeit und einen Hang zum Wohlleben, der abstößt. Aber diese Fehler sind deutsch, wenigstens neudeutsch, nicht jüdisch; die französischen, englischen, italienischen Juden zeigen sie nicht. Oder muß etwa im Berlin des Doms und der Siegesallee die deutsche Geschmacklosigkeit noch besonders nachgewiesen werden, oder nach diesem Krieg die Urteilslosigkeit und Furchtsamkeit? Trotz allem Aufschwung in Handel und Wirtschaft ist der Deutsche, der Nationaldeutsche seit 1870 ein recht unerfreulicher Geselle gewesen, und die deutsche Weiblichkeit war ihm ziemlich ebenbürtig; in der ungeheuren Mehrheit der oberen Schichten war man anti-idealistisch, dabei verlogen, protzenhaft und von einer geradezu märchenhaften Dummheit und Kritiklosigkeit. Die „Tüchtigkeit" gedieh hierbei ganz außerordentlich. Man eroberte die Welt, das heißt: man kroch überall hinein, und staunend sahen die anderen dieses so ganz falsch beurteilte, betriebsame neudeutsche Händlervolk, das je nach Bedarf demütig oder frech auftrat: Merkur erscheint an Sonn- und Festtagen in der Mars-Garnitur. Uns kann Keener!

Es ist durchaus nicht unsere Absicht, mit den Mit-

arbeitern des Herrn Jakobsohn in eine Erörterung des deutschen Volkscharakters einzutreten, wir wollten unseren Lesern nur zeigen, daß an die Stelle der kleinlichen Freiheitsbeschränkung auch die äußerste Zügellosigkeit treten kann, wenn es sich einmal darum handelt, den deutschen Volkscharakter vor aller Welt herunterzureißen.

Geister des Abgrunds

Wir haben in einem früheren Aufsatz den schauerlichen Tatbestand verzeichnet, daß im dunklen November unserer Niederlage das „Berliner Tageblatt" mit seinen blutsverwandten Vettern systematisch daran arbeitete, die schwere Schuld des Kriegs auf unser gramerfülltes Volk zu legen. Die politische wie die sittliche Verworfenheit dieses antinationalen Unternehmens war so ungeheuerlich, daß sie zunächst jeder verstandesmäßigen Erklärung zu spotten schien. Was in aller Welt konnte diese skrupellosen Journalisten bewegen, unser Land in dieser grauenvollen Weise dem Haß der Völker auszusetzen? Warum lieferten sie gerade unseren giftigsten Feinden einen moralischen Rechtstitel, auf den sie sich berufen konnten, wenn sie die völlige Vernichtung unseres Reiches forderten? Was mochte an treibenden Kräften hinter den Kulissen liegen?

Unter dem betäubenden Eindruck des furchtbaren Keulenschlags griff man in der deutschen Presse zunächst zu der Erklärung, daß der Haß gegen die alte preußische Herrschaft wohl der Grund gewesen sei. Wenn man die demagogische Gewissenlosigkeit kannte,

mit der gerade das hier in Frage kommende Blatt seinen sogenannten Kampf für die Freiheit zu führen pflegte, lag die Ansicht auch nahe genug. Man glaubte also, daß es den Hintermännern des Unternehmens darauf ankäme, aus innerpolitischen Gründen das preußische System zu belasten. Einmal aber war dieses System damals bereits zusammengebrochen, und zum andern mußten so offenkundige geschichtliche Tatsachen aus der Welt geleugnet werden, daß der demagogische Erfolg zum mindesten fraglich schien. Es bestand im Gegenteil die dringende Gefahr, daß auch in den liberal beeinflußten Schichten die nationale Entrüstung alle anderen Regungen übertönen würde. Vor allem aber mußte dieses Spiel mit gefälschten Karten gerade die demokratische Entwicklung unseres Volks gefährden und konnte darum nie aus demokratischen Gründen ersonnen sein.

Der deutsche Agrarstaat, der in erster Linie der Träger der konservativen Gesinnung ist, wird den umwohnenden Völkern nicht unbequem und kann außerdem nicht vernichtet werden. Die Scholle, die wir anbauen und von der wir unser Brot ernten, muß uns notgedrungen auch von den wildesten Feinden gelassen werden. Wenn man unser Land nach außenhin in Gefahr bringt, arbeitet man in erster Linie an der Vernichtung von Handel und Industrie, denn diese wirtschaftlichen Mächte können vernichtet werden und der Feind ist an ihrem Untergang interessiert. Ohne Handel aber würde die politische Weltanschauung nie entstanden sein, die das „Berliner Tageblatt" zu för-

dern vorgibt. Ohne Industrie gäbe es keine Industriearbeiter und damit wäre der demokratischen Entwicklung in Deutschland die stärkste Triebkraft herausgebrochen. Wenn Herr Theodor Wolff also aus demokratischen Gründen den Feinden einen Rechtstitel liefern wollte, auf den sie sich bei der geplanten Vernichtung der deutschen Industrie berufen konnten, würde er wie ein Verrückter gegen seine eigenen Interessen handeln, und damit steht die eiskalte Berechnung in Widerspruch, die man sonst in seinen schlangenglatten Artikeln spürt. Es war durchaus kein Zufall, daß der Demokrat Scheidemann die bayrische Archivplünderung des galizischen Juden Eisner und die einseitige Belastung des deutschen Volkes ablehnte.

Die Demokratie war in diesem Fall also nur die Maske, die sich das „Berliner Tageblatt" vorband, um das landesverräterische Gesicht zu verbergen. Wenn es hier und bei anderen Gelegenheiten seine geheimen Absichten offen aussprechen wollte, würden die betriebsamen Anhänger seines Geistes Gefahr laufen, von der erregten Volkswut an die nächste Laterne geknüpft zu werden. Das Unternehmen sollte auf das Konto der Demokratie gebucht werden, damit es nicht unter die schwersten politischen Verbrechen aller Zeiten geriet. In seinem Kern und Wesen aber war es antidemokratisch, lieferte grade den demokratischen Teil des Volks in erster Linie ans Messer und konnte also niemals demokratischen Motiven entsprungen sein.

Wenn wir erkennen wollen, was hinter der demokratischen Kulisse an lichtscheuen Dingen verborgen lag,

müssen wir einen Augenblick an die Haltung denken, die das Blatt seit seiner Entstehung eingenommen hat. Es wird nach dem Voraufgegangenen am Ende verstanden werden, daß wir Herrn Theodor Wolff nicht gerade zu den Schriftstellern rechnen, auf deren Worte wir bedingsungslos schwören möchten. Als er sich aber in der günstigen Konjunktur unmittelbar nach der Revolution damit brüstete, den „Begeisterungsrummel" von 1914 nicht mitgemacht zu haben, gelang ihm doch ein Ausspruch, für den wir mit jedem beliebigen Schwur einzustehen bereit sind. Herr Theodor Wolff hat in der Tat weder den „Begeisterungsrummel" von 1914 noch irgendeine andere nationale Empfindung unseres Volkes mitgemacht. Im festen Bund mit seiner ganzen Sippe hat er vielmehr alles unternommen, was nur menschenmöglich war, um die nationale Kraft unseres Volkes zu zerstören. In der Politik wurde das antinationale Gift in die Hetze gegen Junker und Alldeutsche hineingeschmuggelt. Im Feuilleton versuchte man durch Ausländerei in jeder Form, im besonderen aber durch einen weitgetriebenen Kult der pikanten französischen Dinge, den deutschen Geist aus der Welt zu schaffen. Nie waren Ratten fleißiger als Herr Theodor Wolff und seine Helfershelfer im Dienst der nationalen Unterwühlung. Weil sie von Anfang an wußten, daß ihre stammesfremde Finanzherrschaft erlöschen würde, wenn ein kräftiges nationales Gefühl im deutschen Volk erwachte, haben sie von Anfang an jede nationale Empfindung mit einem wahrhaft teuflischen Haß verfolgt und besudelt. Wenn wir mit unserem Nachdenken bei

dieser Tatsache einen Augenblick stillhalten, werden wir bald erkennen, warum Deutschland mit der Urheberschaft des Kriegs belastet werden mußte.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß nicht nur gewonnene, sondern gerade auch verlorene Kriege den nationalen Geist eines Volks zu entflammen vermögen. Wir persönlich halten die schmerzensreiche Läuterung, die aus nationalen Niederlagen hervorgeht, sogar für besonders echt. Wenn also der so traurig verlorene Weltkrieg im Bewußtsein unseres Volks als ehrwürdiger, von allen Schauern der Begeisterung getragener Daseinskampf bestehen bleibt, wird er nicht aufhören, die Seele mit nationaler Wärme zu durchdringen. Vor einer nationalen Wiedergeburt aber scheut man in den Räumen des „Berliner Tageblatts" zurück wie Mephisto vor dem Kreuz. Um sie zu hintertreiben, muß darum der Krieg mit allen Mitteln, auch mit den niedrigsten und ruchlosesten, seiner Ehrwürdigkeit entkleidet werden. In pazifistischer Maske wird er unermüdlich heruntergerissen und beschmutzt. Leitartikel, Feuilletons, Novellen und Theaterstücke werden geschrieben, um dem Volk den rechten Abscheu vor seinem eigenen Heroismus beizubringen.

Wenn man nun aber die Ansicht verbreiten könnte, daß der Krieg ein Schurkenstreich der zusammengebrochenen alten Herrschaft gewesen sei, hätte man ihn mit einem Schlag aller patriotischen Andacht entkleidet und die Quellen der nationalen Wiedergeburt verschüttet. Die Demokratie hat mit diesem Handel nur insofern etwas zu tun, als sie zur Maskierung gemiß-

braucht wird. Weil alle nationale Wärme der Deutschen im Interesse der internationalen Finanzherrschaft ausgerottet werden muß: darum versuchte man im „Berliner Tageblatt“ den Weltkrieg zu einem Verbrechen des preußisch-deutschen Staats zu machen und ließ die fleißigen grauen Ratten ausschwärmen, damit sie in allen Teilen der Zeitung und in allen Teilen Deutschlands ihre folgenschwere Wühlarbeit begönnen.

Wie aber soll man sich erklären, daß der teuflische Haß der mammonistischen Sippe sich gerade gegen unser Volk richtet? Warum scheinen andere Völker besser gestellt zu sein, obwohl sie ebensowenig zum Stamm des Herrn Theodor Wolff gehören wie wir? Wie kann es angehen, daß überm Kanal der anglisierte Jude Northcliff mit einer ungeheuren Macht auf dem äußersten Flügel des Chauvinismus kämpft? Warum stellten sich Pariser Zeitungen, die in jedem Blutstropfen der Firma Mosse verwandt sind, in den Dienst des auflodernden französischen Nationalismus?

Weil man außen wie innen die gleiche deutschfeindliche Politik betrieb. Im Ausland stachelte man die kriegerischen Leidenschaften bis zur höchsten Wut, während sich bei uns Herr Theodor Wolff damit zu brüsten wagt, daß er den „Begeisterungsrummel“ von 1914 nicht mitgemacht habe. Im Ausland wurden alle Furien der Vernichtung gegen uns losgelassen, während im Innern unsere Verteidigungskraft systematisch gelähmt und untergraben wurde. In den Schauspielhäusern wie in den Zeitungen wurde immer wieder das antinationale Gift in die Blutbahn unseres

Volkes hineingebracht. Die ruchlose Quertreiberei der „Unabhängigen“ hatte man vollständig in der Hand, und das „Berliner Tageblatt“ bot seine ganze nimmer rastende Betriebsamkeit auf, um auch ihre bescheidensten Lebensäußerungen aufzuzeichnen und im Volk zu verbreiten. Unter vier Augen räumen selbst die Redakteure und Abgeordneten der Mehrheitssozialisten ein, daß der Abfall der Unabhängigen nur durch die fremdblütige Führung erklärt werden könne.

Wenn man verstehen will, warum diese Politik gegen uns getrieben wurde, muß man an die Interessen der Leute denken, die sie aus dunklen Winkeln heraus mit verbrecherischen Händen gesponnen haben. Alle Augen sehen und alle unterrichteten Köpfe wissen, daß sie überall in Europa die Herrschaft an sich reißen und ein mammonistisches System der Volksausbeutung zu errichten suchen. Ein derartiges System kann aber nur gedacht werden, wenn in einem Volk alle nationalen, religiösen und sittlichen Werte zugrunde gegangen sind. Es hat zur Voraussetzung, daß die Gebildeten wie die breiten Massen dem roten Gold verfielen. Erst wenn die Überlieferungen der Väter vernichtet wurden, erst wenn im lebenden Geschlecht die Scham erlosch, erst wenn Gelderwerb und Sinnesgier das Volksleben beherrschen, kann im korrupten Lande die korrupte Herrschaft begründet werden. Solange in einer Nation die Ehre noch wach bleibt, werden die unsauberen Mammonisten von der allgemeinen Verachtung getroffen. Die Seele muß sterben, bevor die Geister des Abgrunds ihre Pläne ausführen können,

und das „Berliner Tageblatt" handelt darum nur logisch, wenn es zweimal täglich mit allen Mitteln der literarischen Giftmischerei die deutsche Seele umzubringen sucht.

Liegen die Dinge aber so, muß das deutsche Volk, in dem ein gesunder Idealismus noch wirksam ist, die dunklen Absichten der internationalen Wucherer aufs äußerste gefährden. Wenn unser Inneres stark bleibt, kann das ehrlose System bei uns nicht eingeführt werden und ist dann auch anderswo bedroht. Weil in unserer Seele noch die übersinnlichen Träume eines höheren Lebens vorhanden sind, hassen uns die Geister des Abgrunds mit einem Haß, den wir in seinen niedrigen Motiven und seiner satanischen Skrupellosigkeit nur schwer zu ermessen vermögen. Uns erstarrt das Blut in den Adern, wenn wir sehen, daß sie die Vernichtung unseres Landes fördern, indem sie es zum Urheber des Kriegs machen. Ihnen aber verschlägt es nichts, weil Deutschland ihren internationalen Plänen ein stärkeres Hemmnis ist als die vom Mammonisnus bereits angefressenen Westmächte. Was uns so ungeheuerlich erscheint, wird zu einer einfachen kalten Rechnung, wenn es in die Hände von Theodor Wolff gerät. Weil an unserem nationalen Wesen die oberen Mächte teilhaben, sind wir dem Haß verfallen, und selbst der letzte schwache moralische Schutz unseres Landes wird ohne Bedenken zerstört.

Die sexuelle Schande

Die Aufhebung der Theaterzensur

Als wir vor einigen Jahren eine Schrift von Dr. Artur Dinter anzeigten, führten wir aus, daß der Staat in künstlerischen Dingen ein sehr zweifelhafter Geselle sei. Wenn er ein Drama untersucht, interessieren ihn nie die geistigen oder künstlerischen, sondern immer die politischen Werte. Er denkt als Staat eben staatlich und erwartet von der Kunst, daß sie seine staatlichen Zwecke fördere. Die Kunst aber ist frei geboren. Sie wächst aus der Tiefe unseres Volkslebens empor und fragt nicht, ob sie der gerade herrschenden Partei gefalle. Schillers „Kabale und Liebe" hat dem Serenissimus von damals so wenig gefallen, wie die „Weber" dem Freiherrn v. Stumm eingehen wollten. Die Kunst ist eine Angelegenheit des Volkes. Im Volk aber befinden sich einzelne Schichten oder einzelne Geister sehr oft in einem Gegensatz zum Staat.

Was geschieht nun aber, wenn dieser Gegensatz in einem bestimmten Kunstwerk zum Ausdruck kommt?

Dann holt der brave Vater Staat den Polizeiknüppel, den man Theaterzensur nannte, und schlägt das Kunstwerk tot. Weil den gerade vorhandenen Machthabern die Tendenz nicht paßt, wird an den

ästhetischen Werten ein skrupelloser Mord begangen. Das staatliche Interesse setzt sich über alles andere hinweg. Die Materie triumphiert über den Geist. Ein nägelbeschlagener Stiefel stampft in die Beete der Kunst.

Weil die Zensur also in der Hand des Staats immer zu einem politischen Instrument wird, unterliegt sie der Gefahr, die rohe Macht an die Stelle der wägenden Vernunft zu setzen, und müßte schon aus dem Grund von allen freien Geistern abgelehnt werden. Es kommt dann noch erschwerend hinzu, daß sie bureaukratisch ausgeübt wird und darum notwendig verknöchern muß. Wackere Beamten, die im allgemeinen Juristen sind, werden mit der Würde des Zensors belehnt. Von den künstlerischen Dingen, über die sie zu richten berufen sind, verstehen sie nichts, und auch die politischen Interessen des Staats fassen sie oft genug in der kleinlichsten Weise auf. Es entwickelt sich eine Situation, in welcher der vortreffliche Regierungsrat Müller mit seinem Dutzendverstand über Hauptmann, Anzengruber, Tolstoi oder Ibsen zu Gericht sitzen muß, und aus diesem Mißverhältnis entsteht die unnatürliche, drückende Enge, die alle seufzen läßt und die von jeder Zensur unzertrennlich ist.

Wie schwer und nahezu unmöglich es ist, das freie geistige Leben eines großen Volks in Fesseln zu schlagen, hat uns der Krieg gelehrt. Von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken haben alle Parteien das Aufhören der Zensur mit einem Atemzug der Erleichterung begrüßt und es besteht durchaus kein Grund, den Theatern ein Joch aufzulegen, das

die Presse unter keinen Umständen tragen will. Wir haben darum auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir grundsätzlich Gegner der Theaterzensur sind.

Wenn aber die Zensur beseitigt wird, müssen die idealistischen Faktoren des unverdorbenen deutschen Volkslebens eingeschaltet werden. Man kann nicht alle niederen Instinkte hemmungslos freigeben, während man gleichzeitig die noblen fesselt. Die neuentstandene Freiheit darf nicht nur denen zugute kommen, die mit lüsternen Anspielungen unsaubere Geschäfte machen, sie muß vor allem auch für die vorhanden sein, die in der Schaubühne eine Stätte der Kultur erblicken. Wenn das deutsche Publikum in seiner Gesamtheit nur einen starken Einfluß auf den Spielplan geltend machen kann, braucht man die Aufhebung der Theaterzensur in keiner Weise zu fürchten. Was etwa vom intellektuellen Pöbel gesündigt werden sollte, würde von den heilsamen Kräften unseres Volkes wieder gutgemacht werden.

Wie steht es nun aber damit? Dürfen wir erwarten, daß die hemmungslose Theaterfreiheit nicht nur den unsauberen Instinkten, sondern auch dem deutschen Idealismus zugute kommt? Dürfen wir erwarten, daß die von allen Rücksichten befreite deutsche Produktion sich häufiger als sonst die Bühnen erobern wird? Dürfen wir hoffen, daß die Szene sich nunmehr zu einem unbestechlichen Spiegel unseres nationalen Lebens entwickelt? Dürfen wir annehmen, daß all die segensreichen Faktoren eingeschaltet werden, die nötig sind, wenn der entfesselten Gemeinheit ein Gegengewicht geboten werden soll?

Leider nein.

Unser Theaterleben wird von Berlin aus beherrscht, und von der Leitung der Berliner Bühnen ist das Deutschtum vollständig ausgeschlossen. In einem langjährigen, mit äußerster Skrupellosigkeit geführten Kampf hat das jüdische Blut auf der ganzen Linie gesiegt. Wenn man vom Theater am Bülowplatz absieht, dessen Einfluß begrenzt ist, gibt es in der deutschen Hauptstadt kaum eine Bühne, die nicht von internationalen Elementen abhängig wäre. Die germanischen Deutschen, die pflichtgemäß am Berliner Theaterleben mitzuarbeiten gezwungen sind, leben in einer fremden Welt und in einer Atmosphäre von eiskaltem Haß. Was auch nur dem Verdacht unterliegt, in seinem Wesen deutsch zu sein oder von einem deutschen Mann zu stammen, ist von vornherein mit dem großen Bann belegt. Was aber die nationalen und sittlichen Werte zu vernichten geeignet ist, wird selbst im Fall der blödesten Talentlosigkeit auf die Bühne gebracht.

Wenn also der Gemeinheit, die gierig auf das Hervorbrechen lauert, die letzten Fesseln durchschnitten werden, dürfen wir mit keiner Gegenwirkung des deutschen Idealismus rechnen. Die volkszerstörende Sippe, die unsere Bühnen beherrscht, wird ganz im Gegenteil ihre Schamlosigkeiten bis zum äußersten steigern. Sie wird das um so sicherer tun, als sie sich im Schutz einer gleichgesinnten und blutsverwandten Presse wenigstens zunächst vor Angriffen sicher fühlt. Selbst wenn die nationale Presse ihre Pflicht tun sollte, was bei ihrer traurigen Passivität im Theaterkampf leider nicht zu

erwarten ist, würden die Gegner des Systems in einer hoffnungslosen Minderheit sein.

Wenn aber die deutschen idealistischen Faktoren nicht eingeschaltet werden, weil weder Bühne noch Presse in deutschem Besitz ist, dürfen wir selbstverständlich die Zensur nicht beseitigen. Im Vertrauen auf einen noblen Kampf kann man die Freiheit wünschen, niemals aber, um alle Dämonen des Abgrunds auf die Menschen loszulassen. Obwohl wir darum grundsätzlich Gegner der Theaterzensur sind, sehen wir in ihr doch eine praktische Notwendigkeit; eine Ausnahmemaßregel, die durch die besonderen Umstände geboten ist; einen letzten Damm, der uns vor dem überflutenden Verderben schützen soll.

Und nun wäre also der Damm gebrochen. Die Fesseln sind unter dem wilden Jubel der börsenliberalen Zeitungen zerschnitten. Die letzten Hüllen sind gefallen. Der Kurfürstendamm hat die Freiheit errungen, unsere nationalen und sittlichen Werte noch zynischer zu zerstören, als es bisher schon geschah.

Soll man darüber weinen?

Offen gestanden: ich denke nicht daran. Selbst wenn ich die Macht hätte, die Zensur wieder einzuführen: ich tät es nicht. Wer jahraus, jahrein gesehen hat, mit welcher Schafsgeduld das deutsche Volk die geradezu ungeheuerlichen Zustände erträgt, wird leicht von pessimistischen Stimmungen heimgesucht. Daß wir unter einer volksfremden Herrschaft leben und in unserer eigenen Hauptstadt zu Ausgestoßenen geworden sind, genügt offenbar nicht. Daß unsere nationalen

Empfindungen besudelt werden, ist wohl ein idealer Zustand. Es muß schlimmer werden, bevor es besser werden kann. Was unserem Verteidigungskrieg in den Rücken fallen wollte, von der Zensur aber zurückgehalten wurde, muß losgelassen werden. Die erotische Scham muß auch ihren letzten Halt verlieren. Die nationale Würde muß wie ein schmutziger Bissen vor die Hunde geworfen werden. Über den grauenhaften Frieden, der uns zu vernichten droht, muß man in einem Schwank des Residenztheaters zynische Witze machen. Die Kinodramen müssen die verschiedenen Gattungen des Mordes immer erfolgreicher auf die Bühne bringen. Alle Instinkte des Verbrechens müssen sorgsam begönnert und gefördert werden. Warum sollte man sich darüber nicht freuen? Wenn die wackeren deutschen Staatsbürger im „Berliner Tageblatt“ jubeln, möchte ich nicht gern hintenan bleiben. Nur immer heran mit allem, was die gnädige Zensur bisher mit Nacht und Grauen bedeckte! Mir ist's ganz recht, daß die Sache je länger je mehr aufs Biegen oder Brechen gestellt wird. Wenn die nationale und sittliche Anarchie erst ganz schwarz geworden ist, ist am Ende die Stunde nicht fern, in der das Licht geboren wird, und wenn die Theaterabende wie Peitschenhiebe treffen, flammt vielleicht der deutsche Zorn um so stärker auf, der all den fremden Spuk und all die fremde Schande hinwegfegen soll. Warum also nicht? Wie die Dinge liegen, glaube ich, daß die Aufhebung der Zensur uns durch vertiefte Schmach zur Befreiung führen kann.

Deutscher Herbst

Wir sind ein Volk, das in vier langen Jahren siegreich und heroisch gegen eine feindliche Übermacht kämpfte, die in der Geschichte der Menschen niemals ihresgleichen fand. Wir erlebten einen Aufschwung unseres nationalen Empfindens, der ewig unvergeßlich bleiben wird, und durch unsere Adern pulste der schöne, lebenswarme Idealismus unserer Väter. Wir sahen unsere bekränzten Jünglinge lachend hinausziehen, wir sahen sie singend in das mörderische Feuer des Feindes stürmen, und unsere Farben durften sich im Licht des Sieges baden. Wir sahen die Unseren aber auch draußen fallen und sterben. Wir brachen weinend zusammen, wenn wir den Sohn, den Mann oder den Bräutigam begraben mußten. Wir haben mehr an frischen Gräbern gekniet, die das Glück unseres Lebens bargen, als irgendein Geschlecht vor uns. Wir sind ein Volk, durch dessen Seele die Geschichte alles Hohe und alles Wehe ihrer großen Prüfungsstunden schickte.

Als aber die Zeit erfüllet war, wich der Sieg von unseren Fahnen und der furchtbare Hammer der materiellen Übermacht sauste immer wieder auf unsere todmüden und todwunden Streiter herab. Das Heer ging kämpfend zurück, und bald mußten wir durch die

tiefen Schatten der Niederlage wandern. Die Kränze des Siegs wurden von unseren Fahnen gerissen und in den Schmutz geworfen. Unsere Empfindungen wurden verhöhnt und verlacht, und unsere ruhmreichen Waffen mußten dem Feind ausgeliefert werden. Es war keine Schmach so finster, daß sie nicht auf uns gelegt werden konnte, und unsere Stirnen brannten in Scham. Wir sind ein Volk, das von Gott in die Schule des Leids genommen und in einen tiefen Kerker der Erniedrigung geworfen ist. Obwohl wir die Waffen gestreckt haben und an eine Fortsetzung des Kriegs von unserer Seite gar nicht gedacht werden kann, müssen unsere tapferen Kämpfer als Sklaven in der Hand des Feindes bleiben. Wir aber, die wir in der Heimat sind, wissen nicht, ob wir unser bleichwangiges Elend weiter tragen dürfen oder ob Hungersnot und staatliche Auflösung uns verschlingen werden. Wir sind ein Volk geworden, das sich immer wieder auf all das Hohe und Schöne der letzten vier Jahre besinnen muß, um nicht von Gram und Verzweiflung aufgefressen zu werden. Wir sind ein Volk geworden, das alle vaterländischen und sittlichen Werte seiner Kultur mit brennender Liebe umfangen muß, wenn es den Glauben zu einer neuen rüstigen Aufwärtswanderung finden soll.

Und wie sieht demgegenüber der Spielplan der Berliner Bühnen aus? Selbst die epileptischen Zuckungen des Herrn v. Unruh konnten auf die Bühne gebracht werden, weil sie mit blöden, lallenden Worten den Krieg schändeten, an den unsere Söhne und wir so viel Liebe und Schmerz gewandt haben. Der eis=

kalte Zynismus des Herrn Wedekind kam allein im laufenden Winter an drei großen Bühnen zu Wort und trieb in einem Fall die erotische Schamlosigkeit so weit, daß sogar die „Welt am Montag“ eine vorübergehende Sehnsucht nach der aufgehobenen Theaterzensur empfand. Mit den Budapester Nachahmungen der Pariser Dirnenliteratur treffen sich in unserem Spielplan die vom Kino übernommenen Verbrecherstücke, und beide Gattungen arbeiten mit gleichem Eifer, wenn auch mit verschiedenen Mitteln an der Vernichtung unserer Sittlichkeit. Während die unvergänglichen Werke unseres Schrifttums so gut wie restlos ausgeschaltet sind, hat die antinationale Frechheit auch die letzten Rücksichten fallen lassen und proklamiert in ihrer Presse ganz offen, daß sie sich in ihren zweideutigen Theatervergnügungen durch das dunkle Schicksal Deutschlands nicht stören lassen werde. Wahrlich, wenn dieser Spielplan der deutschen Hauptstadt ein Ausdruck des deutschen Volkes wäre, es wäre viel besser, daß wir alle miteinander in einer großen historischen Katastrophe stürben, als daß wir in dieser häßlichen und niedrigen Form weiterleben. Was man aber auch immer von den Verwesungserscheinungen unseres Theatersystems halten will: deutsch sind sie nicht und die deutsche Kultur darf nicht mit ihnen belastet werden. Es ist schlimm, es ist über die Maßen schlimm, daß wir die Schande dieser Zustände so lange ertragen haben, hervorgerufen aber wurden sie von den undeutschen Elementen, die sowohl vor dem Krieg wie im Krieg mit dunklem Fanatismus an unserem Untergang gearbeitet haben.

Prostitution

(Albine und Aujust)

Wir fahren wohl am besten, wenn ich von den Vorgängen des Abends mit kurzen Worten ein Bild entwerfe. Im ersten Akt also sind wir hinter den Kulissen eines Wanderzirkus, der in einer stillen Provinzstadt das bescheidene Publikum unterhält. Man nimmt an, daß der Verfasser ein Milieudrama aus der Welt der fahrenden Leute bieten will, empfindet diese Absicht als lobenswert und bedauert nur, daß seine Typen gar so abgegriffen und sein Dialog gar so trocken ist. Gegen Ende des Bilds kommt dann aber ein Ton in die Handlung hinein, den man mit Befremden vernimmt, soweit man nicht geradezu von ihm abgestoßen wird. Ein betrunkener Artist gerät mit seinem Direktor in einen Wortwechsel und ersticht ihn. Der Schriftleiter des Lokalblättchens aber, der im Raum anwesend ist, nimmt die nur halb erwachsene Tochter von der Leiche des Vaters zu durchaus eindeutigen Zwecken auf seine Junggesellenbude mit ...

Man prallt einen Augenblick zurück, aber man sagt sich schließlich, daß der Verfasser (ein gewisser Max Herrmann) das atemraubende Ineinander von Leben und Sterben schildern wollte, das dem Artistendasein eigentümlich ist, und daß seine dürre Talentlosig-

keit ihn zu so krassen Mitteln greifen ließ. Im zweiten Akt ergibt sich aber, daß man den Ehrenmann mit einer so wohlwollenden Annahme erheblich überschätzt hat. Wir sind nunmehr auf der Junggesellenbude des Schriftleiters und genießen das Zwiegespräch, das das sympathische Pärchen am Morgen nach der Liebesnacht führt.

„Ach Gott, wir haben die ganze Nacht nicht einen Augenblick an meinen toten Vater gedacht", sagt die Tochter.

„Es war meine Pflicht, dich davon abzulenken und dich zu trösten", sagt der Redakteur.

Nachdem die wackere Albine auf diese Weise über den ersten Schmerz hinweggekommen ist, geht sie mit dem Clown ihres Vaters nach Paris, und wir wissen nun wenigstens, warum das Stück „Albine und Aujust" heißt. In Paris finden wir sie in einem Bordell. Sie läuft in kurzen Röcken mit nackten Beinen auf der Bühne herum und scheint innerhalb des Geschäfts durch die kindlichen Reize ihrer sechzehn Jahre wirken zu sollen. Damit wir uns an dem übelriechenden Ort auch von Herzen wohl fühlen, ist der Besitzer des Lokals ein Rückenmärker, der einen Jämmerling von Sohn gezeugt hat, und dieses Gespenst von einem Menschen hat sich auf die lyrische Dichtkunst geworfen. Er deklamiert lange Tiraden vom Reich der nackten Schönheit, von der Insel der Seligen usw. und ironisiert sich schließlich selbst, indem er zum Aktschluß erklärt, daß er ein ideales Verhältnis mit der Dame ohne Unterleib anfangen wolle.

Im vierten Bild sind wir in einem Dirnenkaffee, und nunmehr tritt der Dichter selber auf. Ein kleines, degeneriertes buckliges Männchen sitzt zigarettenrauchend am Marmortisch und fängt an, die eigene Dichtung mit allerhand tristen Redensarten zu erläutern. Ich bitte, mich nicht mißverstehen zu wollen: der Dichter hat nicht etwa die Rolle eines buckligen Männchens übernommen, er ist buchstäblich und wahrhaftig ein Krüppel, der auf diese Weise mit der Häßlichkeit seines Leibes zu einer niederträchtigen Sensation kommen will, und er findet in Berlin einen Direktor, der sich auf dieses Geschäft einläßt. Freilich: er hat auch Witz, von dem eine Probe mitgeteilt sein mag.

Während die Dirnen trinken und gemeine Reden führen, geht eine Schwester von der Heilsarmee durchs Zimmer.

„Auf eurem Treiben kann niemals der Segen des Herrn ruhen“, sagt sie.

„Nein, aber der Segen der Herren“, sagt der bucklige Dichter am Marmortisch.

Die interessante Albine, die mit ihrem August als Zuhälter ebenfalls vorhanden ist, wird schließlich von dem gleichen Artisten erschossen, der auch ihren Vater um die Ecke brachte, und damit ist die sinnlose Bordellangelegenheit glücklicherweise zu Ende. Gespielt wurde sie in der Zeit unseres historischen Zusammenbruchs, während die Hungersnot das Land bedrohte und rings die Mütter um ihre erschlagenen Söhne weinten. Gespielt vom „Kleinen Schauspielhaus“ in der deutschen Hauptstadt Berlin.

Die Schändung unserer Ehre

(Ein Nachwort zu „Albine und Aujust")

Wir entsetzen uns nicht ohne Grund über die grauenhafte Behandlung, die das feindliche Ausland dem deutschen Wesen zuteil werden läßt, wir werden aber doch gut tun, auch die Dinge in Erwägung zu ziehen, die unseren Namen tatsächlich verächtlich erscheinen lassen. Wenn die Ausländer, die gegenwärtig in Berlin vorhanden sind, einmal ins „Kleine Schauspielhaus" gehen, müssen sie notgedrungen zu der Ansicht kommen, daß wir alle Scham und Scheu verloren haben. Der ästhetische Charakter der Arbeit, die weder Talent noch Kultur verrät, um dafür durch grell hingepinselte Bilder der erotischen Gemeinheit zu wirken, ist schon schlimm genug, geradezu vernichtend aber ist es, daß eine öffentliche Schaubühne sich in der gegenwärtigen dunklen Zeit mit ihr zu prostituieren wagt.

Man weiß im Ausland, daß wir zusammengebrochen sind, daß ein furchtbares Sterben der Unterernährung uns heimsucht, daß die drohende Hungersnot ihre Schatten über das Land wirft, und sieht hier, wie dem Publikum der Hauptstadt der abgestandene Dirnenkram eines zynischen Krüppels geboten wird.

Man weiß, daß unsere Gefangenen noch vom Feind gemartert werden, und muß erleben, daß die Daheimgebliebenen sich unter so traurigen Umständen von Bordelldramen unterhalten lassen.

Man weiß, daß unsere erschlagenen Söhne zu vielen Tausenden in der fremden Erde ruhen, und während der Wind über ihre frischen Gräber geht, feiert auf unseren Bühnen die niedrigste Unzucht ihre schamlosen Orgien.

Woher sollten wir wohl den Mut zum Widerspruch nehmen, wenn ein Ausländer uns unter Berufung auf diese Tatsachen ein ehrloses Volk nennen würde? Wenn diese Dinge wirklich in unser Schuldbuch geschrieben werden müßten, wäre ja kein Abgrund tief genug, uns zu verschlingen, und unser heißestes Gebet müßte sein, daß der Himmel in Ansehen unserer anständigen Vorfahren und unserer gefallenen tapferen Krieger das gegenwärtige Geschlecht in Gnaden vertilgen möge.

Wie aber soll das Ausland wissen, daß wir nicht schänden, sondern von den Berliner Direktoren geschändet *werden*? Und selbst wenn es über den Sachverhalt unterrichtet wäre, müßte es nicht an dem Vorwurf festhalten, daß wir unter allen Umständen die Schmach erdulden und auf uns nehmen? Wenn man an einem solchen Abend das Theater mit bebenden Nerven verläßt, fragt man sich mit einigem Befremden, wo denn im Grunde das deutsche Publikum geblieben ist? Daß vom jüdischen Premierenpublikum keine Besserung ausgehen kann, weiß jeder, der das

„Berliner Tageblatt“ kennt, in dem heute früh über den „entzückend schlechten Ruf“ der Albine gewitzelt wird. Warum aber begnügt das Publikum der späteren Aufführungen sich damit, nach Schluß der Vorstellung entsetzt zu sein? Warum macht es nicht von seinem unverlierbaren Recht der Ablehnung Gebrauch? Warum pfeift es nicht auf Hausschlüsseln, daß den Urhebern dieser Schmach die Ohren gellen? Warum duldet es, daß unser völkischer Name in die Gosse geworfen wird? Warum? Warum?

Und was soll man zu den Parteien sagen, die augenblicklich im Parlament ausschlaggebend sind und ihr Regiment durch so schmutzige Dinge beflecken lassen? Erfahren sie nicht, daß alle Dämonen der Unsittlichkeit dem Abgrund entstiegen sind und durch unser Land jagen? Das Zentrum ist bei uns die Partei, die am tiefsten mit der Kirche verwachsen ist. Als wir noch den alten Reichstag hatten, hat es Gesetze beantragt, die der deutschen Bildung mit Recht zu weit gingen, die aber doch die öffentliche Unsittlichkeit in Fesseln schlagen sollten. Weiß das Zentrum nicht, daß sich unter seiner Regierung die unverhüllte Gemeinheit dreister gebärdet, als man in den Tagen der lex Heinze auch nur ahnen konnte? Wenn es aber, wie man annehmen muß, unterrichtet ist, warum wirft es nicht einen Blitz in das ruchlose Treiben hinein? Ist das Selbstbewußtsein der katholischen Kirche wirklich so weit heruntergekommen, daß sie vor einer unsauberen Spekulantensippe ihre ältesten Grundsätze verleugnet?

Die Haltung des Zentrums ist um so unverständ-

licher, als es in dieser Frage auf die tatkräftige Unterstützung der Sozialdemokratie müßte rechnen können. Was man immer von der sozialistischen Bewegung halten will: daß sie die Massen durch pornographische Schmutzereien an sich gefesselt habe, wird niemand von ihr behaupten wollen. Sie hat umgekehrt den Romanteil ihrer Zeitungen auf einer achtungswerten Höhe gehalten und auch ihre „Volksbühnen" zeigten ein von der bürgerlichen Kritik anerkanntes idealistisches Streben. Ihre wissenschaftlichen Begründer gar sahen in den Arbeitern die „Erben der klassischen Philosophie", und gerade die besten Schriftsteller der Partei pflegten auf diesen kulturellen Anspruch stolz zu sein.

Warum erröten also die proletarischen Minister nicht, wenn sich unter ihrer Herrschaft an kunstgeweihter Stätte ein Dirnenkultus breit macht, der aus den unsaubersten Kloaken der kapitalistischen Schieber stammt? Liegen die Dinge etwa so, daß sie in den Tagen ihrer Opposition zwar den anständigen Kapitalismus bekämpften, in den Tagen ihrer Macht aber selbst die übelsten Gerüche aus dem kapitalistischen Sumpf zu ertragen wissen? Wenn sie aber nicht so liegen, warum dulden sie, daß der deutsche Name den Hunden zum Fraß hingeworfen wird und daß sie selber mit der schweren Verantwortung belastet werden, gerade in den dunkelsten Tagen unserer Geschichte die gemeinsten Bauchtänze der Sinnlichkeit geduldet zu haben? Fürchten sie nicht, falls idealistische Erwägungen auf sie keinen Eindruck machen, daß die rechtsstehenden Parteien aus dem vorliegen-

den Tatbestand politische Waffen schmieden könnten, gegen die sie wehrlos sein würden? Oder fühlen sie sich etwa sicher, weil sie glauben voraussetzen zu dürfen, daß man auch auf der Rechten über den sittlichen Verzweiflungskampf unseres Volkes nicht unterrichtet ist?

Wir fragen, wir fragen.

Weihnachtsglocken
(Sternheims „Hose“ im Kleinen Schauspielhaus)

Na also: die junge hübsche Frau eines Subalternbeamten verliert am hellen Vormittag auf der Straße ihre Hose, einige Herren nehmen — ja, wie sagt man doch gleich? Wohlan: einige Herren nehmen an dem Beinkleid Witterung, fallen die Spur an und verfolgen sie bis in die Wohnung. In den Räumen einer traulichen kleinbürgerlichen Welt müssen wir hier an uns erfahren, daß Herrn Sternheims sogenanntes Lustspiel seinen Namen nicht umsonst führt. Wenn das Publikum vor Langeweile umzukommen droht, holt der erlauchte Verfasser immer wieder das genannte intime Bekleidungsstück hervor und streichelt es mit Augenzwinkern und Zungenschnalzen, während seine Hände vor verhaltener Lüsternheit beben. Er begnügt sich nicht mit dem Exemplar, das verloren ging; der jungen hübschen Frau wird ein neues aus feinstem Battist angemessen, wobei die sinnlichen Verführungsmöglichkeiten in sachkundigen Bemerkungen erwogen werden. In immer neuen Formen und Wendungen sucht Herr Sternheim die Phantasie seiner Zuschauer durch eine weibliche Unterhose anzuregen und wird

so zum klassischen Vertreter einer Kunst, die den gänzlichen Mangel an Humor und Gestaltungskraft durch den Kitzel zu ersetzen sucht. Wenn Herr Georg Alexander als Friseurgehilfe nicht dann und wann für einige Sekunden seine eigene Heiterkeit in die triste Angelegenheit hineingetragen hätte, wäre man teils am Ekel, teils an der Langeweile zugrunde gegangen.

Damit übrigens auch die ernsthafteren Leute etwas erleben, läßt Herr Sternheim die junge Frau mitten in dieser Atmosphäre der unappetitlichen Lüsternheit von „unserer großen heiligen katholischen Kirche" sprechen, und ein Liebhaber zitiert gar: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein", wobei unter Paradies das Schlafzimmer zu verstehen ist.

Herr Direktor Altmann, den wir bereits von „Albine und Aujust" her als einen gemütvollen Mann kannten, hatte den vortrefflichen Einfall, den Berlinern die leckere Schüssel ausgerechnet am ersten Weihnachtsfeiertag aufzutragen.

Ein Sterbender, der sich im Kot wälzt . . .

Wenn ein Schriftsteller einen treffenden Ausdruck von einem Kollegen übernommen hat, ist er verpflichtet, seinen Lesern diesen Umstand bekanntzugeben, und so muß zunächst vermerkt werden, daß wir die Überschrift dieser Zeilen einem französischen Journalisten danken. Ein Herr Charles Bonnefon hat sich die Berliner Theater angesehen und faßt im „Echo de Paris“ seine Eindrücke in folgender Weise zusammen:

„Dieses Volk ist verfault, es zerfällt in Fetzen, nährt sich nur noch von Sadismus. Der größte Erfolg der Theatersaison ist ein Stück, in dem ein junger Arzt eine Frau liebt, die ihren Vater getötet hat. Das sind die Gemeinheiten, zu denen Reinhardt heruntergesunken, und es ist nicht eine Ausnahme. Alles ist im gleichen Geschmack. Der Plünderungskrieg und die Gewalttaten in Frankreich und Belgien haben dieses Volk von Parvenus entarten lassen, das schon vorher durch zu schnellen Reichtum verdorben war. Das deutsche Volk ist ohne Moral, ohne Zügel, Glauben und Gesetz. Es wäre längst reif für ein Budapester Regime, wenn zu

allen Lastern, die es zernagen und entstellen, nicht auch ein totaler Mangel an physischem und moralischem Mut hinzukäme. Es ist ein Sterbender, der sich im Kot wälzt."

Unleugbar: das sind entsetzliche Worte, aber wer dürfte bestreiten, daß sich in ihnen eben die entsetzlichen Zustände spiegeln, auf die wir an dieser Stelle immer wieder hingewiesen haben? Man kann Herrn Bonnefon in aller Ruhe sagen, daß gerade ein Franzose kein Recht hat, sich über die sexuelle Entartung unserer Literatur zu beklagen, so gewiß es zweideutige oder völlig eindeutige französische Erzeugnisse waren, die bei uns unter dem Schutz des „Berliner Tageblatts" in jahrzehntelanger Arbeit die gegenwärtigen dunklen Dinge vorbereiteten. Man kann mit sachlicher Nüchternheit darauf hinweisen, daß die Schauspielerinnen in Paris bereits vor dem Krieg in völlig unbekleidetem Zustand auftraten, was bei uns vielleicht noch kommt, aber immerhin noch nicht da ist. Man kann schließlich und vor allem Herrn Bonnefon ersuchen, sich zunächst über die sadistische Behandlung zu entrüsten, die sein, ach, so kultiviertes Vaterland unseren Gefangenen zuteil werden läßt, bevor er sich über sadistische Theaterstücke erregt. Man darf bei alledem aber nicht in Abrede stellen wollen, daß er wesentliche Züge in unserem Theaterleben richtig beobachtet und wiedergegeben hat. Wenn die aufgeführten Dramen der Berliner Bühnen den Inhalt unseres Volkslebens darstellten, wären wir in der Tat ein Sterbender, der sich im Kot wälzt, um auf so schmutzige Art über sein Elend hinwegzu-

kommen. Wir haben aber bereits früher ausgeführt, daß nicht wir das Schänden betreiben, sondern daß skrupellose Direktoren uns schänden, während sie gleichzeitig durch ihr ewiges Betonen des Sadismus dem feindlichen Ausland für die verleumderisch unterstellte Grausamkeit unserer Kriegführung die literarischen Belege liefern.

Unterm Tannenbaum

Es gibt kein Fest, das so tief mit der deutschen Seele verwachsen wäre wie die heilige Zeit im dunklen Dezember. Wenn in den Kirchen die Nacht auf den Feldern Bethlehems wieder lebendig wird, wenn brausende Orgelklänge die frohen Weihnachtslieder tragen, wenn in den tannendurchdufteten Zimmern die Kerzen brennen und der liebe Schmuck in den Zweigen hängt: dann werden wir still, und jeder von uns ist in diesen Tagen etwas besser, als er sonst zu sein pflegt. Selbst niedrige Naturen schämen sich ihrer Niedrigkeit und spüren halb unbewußt den märchenhaften Schimmer einer höheren Welt.

Wann aber wäre das Fest uns wohl so heilig gewesen wie in diesem Jahr? In, ach, den meisten deutschen Häusern wurde am vierundzwanzigsten Dezember an einen gefallenen Sohn gedacht, der einst als Knabe an diesem Abend selig war. In die Weihnachtsstimmung flutete der tiefe Schmerz unseres Volkes, machte unsere Seelen kirchenstill und ließ die Feiertage wie geweihte Inseln aus dem unglücksschwangeren Strom der Zeit emportauchen. — —

Wenn sonst das Fest näherrückte, wurden in unseren Theatern Weihnachtsmärchen gerüstet, die künst-

lerisch nicht immer einwandfrei waren, aber doch wochenlang die Augen der Kleinen leuchten ließen: das hat in dieser finsteren Epoche nun auch aufgehört. Ein paar untergeordnete Bühnen haben an wohlgerechnet drei Nachmittagen kümmerliche Kindervorstellungen herausgebracht, von unseren großen Bühnen hat sich auch nicht eine vom Geist der heiligen Zeit bewegen lassen.

Sie haben aber doch am Abend gespielt?

O ja, selbstverständlich.

Am 24. Dezember war freilich nach altem Brauch geschlossen, weil ja doch niemand gekommen wäre, an den beiden hohen Feiertagen aber und am sogenannten dritten wurde überall etwas geboten. Herr Direktor Barnowsky beging beispielsweise das deutsche Fest im Lessing-Theater mit dem Engländer Shaw, im Künstlertheater mit dem Franzosen Sardou. Im Deutschen Theater wurde am ersten und dritten Feiertag „Jaakobs Traum" gegeben, das den jüdischen Nationalismus feiert, während in den Kammerspielen an allen drei Feiertagen der Schwede Strindberg das Wort nahm. In den Kammerspielen wurde übrigens an den beiden eigentlichen Feiertagen am Nachmittag Wedekinds „Frühlings Erwachen" gespielt, in dem die gärende Geschlechtlichkeit der Backfische und Pennäler höchst anschaulich geschildert ist.

Ja, aber das klingt alles so gar nicht deutsch und weihnachtlich?

Gewiß nicht, aber nur ein Schelm gibt mehr als er hat und wir dürfen für uns in Anspruch nehmen,

daß wir zwar mit dem Unerfreulichen, aber immerhin nicht mit dem geradezu Aufreizenden angefangen haben.

Sind Sie einmal zur Erhöhung der Festfreude ins Kleine Theater gegangen?

Ach, das hätten Sie doch lieber nicht versäumen sollen! Dort gaben an allen drei Feiertagen die halbnackt ausgezogenen Frauenzimmer der polnischen Jüdin Zapolska ihre lüsternen Sätze zum besten.

Und im Kleinen Schauspielhaus des gleichen Direktors waren Sie auch nicht? Nun, dann können Sie sich vom gegenwärtigen Stand der Kultur allerdings keine Vorstellung machen.

Dort beging Herr Sternheim das Geburtsfest des Erlösers, indem er die Phantasie seiner Zuschauer durch eine weibliche Unterhose anzuregen suchte. Das Publikum soll nach den in diesem Fall einwandfreien Feststellungen des „Berliner Tageblatts" etwas widerborstig und ungeduldig gewesen sein, aber diese flüchtigen Anwandlungen sind inzwischen sicher in der glücklichsten Weise überwunden worden.

Im Theater an der Königgrätzer Straße beschloß man seine Sache gleich so derb anzufassen, daß selbst Herr Sternheim sich verkriechen mußte, und gab an allen drei Festtagen Wedekinds schamloses „Schloß Wetterstein". Um diese Feier des deutschen Gemüts wirkungsvoll zu ergänzen, spielte man in den Nachmittagsvorstellungen der gleichen Zeit vom gleichen Wedekind das Drama „Musik".

Das Residenztheater sagte sich, daß es hinter so lobenswerten Anstrengungen unter keinen Umständen

zurückbleiben dürfe, und brachte an allen drei Feiertagen die Bordellatmosphäre von „Evchen Humbrecht“ auf die Bühne.

Der eigentliche Fortschritt dieses seelenvollen Festes wurde aber doch, wie billig, in der bolschewistischen „Tribüne“ erreicht. Wir bringen dabei selbstverständlich nicht in Anschlag, daß man Wedekind zu seinem Dichter machte, da man das ja in den Kammerspielen und anderswo ebensogut konnte, wohl aber wußte man die „Franziska“ mit einer schauspielerischen Nuance auszustatten, die bisher in der Theatergeschichte unseres Landes nicht erhört war.

Vor kurzem schrieben wir an dieser Stelle einem Franzosen gegenüber, daß wir nackte Schauspielerinnen auf der Bühne immerhin noch nicht erlebt hätten, wenn auch einzuräumen sei, daß sie kommen könnten. Wer hätte aber annehmen dürfen, daß man gerade die heilige Zeit benutzen würde, um diesen äußersten, diesen letzten, allerletzten Schritt in der geschäftlichen Ausbeutung der sexuellen Instinkte zu tun? Selbstverständlich empfinden auch wir, daß sich die öffentliche Preisgabe des nackten Fleisches auf dem Hintergrund eines religiösen Fests besonders wirkungsvoll ausnehmen mußte, aber wir hätten bis zur vollendeten Tatsache verschworen, daß man zu dem zwar sensationellen, aber verdammt riskanten Effekt den Mut finden würde.

Nun hat man diesen Mut aber doch gefunden. Wie der Berichterstatter des „Lokalanzeigers“ meldet, kam Fräulein Wojan „unter einer ganz durchsichtigen Hülle

völlig nackt auf die Bühne". Ob ihre Kunst damit nicht über die Grenzen eines „anderen Berufs" hinübergriff, scheint dem nachdenklichen Mann fraglich zu sein, aber schließlich beruhigt er sich bei dem Gedanken, daß sie das mit ihrem Gewissen abmachen müsse und daß im übrigen niemand etwas hineinzureden habe.

„Schauspiel kommt allemal von Schauen", fügt er lapidar hinzu und so wissen wir nun endlich, daß unsere Schauspielhäuser erbaut wurden, um unbekleidete Theaterhuren und ähnliche Dinge zu bewundern. Die Souveränität des nackten Fleisches, die auf diese Weise am ersten Weihnachtstag proklamiert wurde, mag für Kenner ja auch ohne Zweifel etwas Verführerisches haben, wir an unserem Teil möchten aber doch auf dem altväterlichen Standpunkt beharren, daß Publikum und Presse hier sehr energisch mitreden sollten. Ja, wir wagen darüber hinaus sogar zu hoffen, daß auch der zuständige Staatsanwalt sich den Vorfall einmal ansieht, da zwar die Bestimmungen der Theaterzensur aufgehoben sind, unseres Wissens aber nicht die Gesetze.

Sturmzeichen

In München ist es bei der Aufführung von Wedekinds „Schloß Wetterstein“, sofern wir recht unterrichtet sind, nicht an einem, sondern an mehreren Abenden zu wilden Szenen gekommen. Das Haus war von einem ungeheuren Lärm erfüllt, im Publikum wurden feindliche Gruppen handgemein und man warf recht gewichtige Gegenstände auf die Bühne. Wie der Berichterstatter der Tägl. Rundschau feststellte, war es die Mehrheit der Zuschauer, die auf diese Weise den Abbruch des unsittlichen Stücks erzwang.

In der börsenliberalen Presse der deutschen Hauptstadt war man von den bayerischen Vorkommnissen offenbar unliebsam überrascht und suchte sie in der Meinung der Leser herabzusetzen, indem man nach einem allmählich ehrwürdigen Verfahren von „reaktionärer Hetze“ und „alldeutschem Pöbel“ sprach. Wir dürfen vielleicht in aller Sanftmut daran erinnern, daß gerade das Berliner Premierenpublikum mit seiner, ach, so liberalen Grundstimmung den Theaterskandal so oft und so systematisch zur Beseitigung unbequemer Stücke angewandt hat, daß er im ganzen Reich als eine Berliner Eigentümlichkeit verrufen war. Wir

möchten damit über die Berechtigung derartiger Skandale vorläufig nichts gesagt haben, wohl aber möchten wir die schönen sittlichen Aufwallungen ins geeignete Licht stellen, die augenblicklich die liberale Presse schmücken. Wenn die Herrschaften sich nur auf Halbes „Tausendjähriges Reich“ besinnen wollten, das einen Stoff aus dem Gemeinschaftsleben der christlichen Sekten behandelte und vom jüdischen Premierenpublikum, ohne Rücksicht auf seine wertvollen künstlerischen Eigenschaften, unter schnödem Lärm begraben wurde, müßte ihnen billig jede Neigung vergehen, anderen Leuten über die Wohlanständigkeit im Theater moralische Gardinenpredigten zu halten.

Indes: weil das Berliner Premierenpublikum sehr fragwürdige Mittel angewandt hat, sind wir noch lange nicht berechtigt, ebenso fragwürdige Waffen zu führen, und so bleibt zu untersuchen, wie man sich aus ästhetischen und sittlichen Gründen zu den Münchner Vorgängen stellen muß.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Sache nicht allgemein entschieden werden kann. Man darf nicht sagen, daß der Theaterskandal gut oder schlecht sei, die Wahrheit ist vielmehr, daß er bald das eine und bald das andere ist. Der häßliche Lärm, den das Berliner Premierenpublikum gegen Halbes „Tausendjähriges Reich“ in Anwendung brachte, war nichtswürdig, während die Auflehnung des Münchener Publikums gegen „Schloß Wetterstein“ als durchaus berechtigt anzusehen ist.

Warum?

Weil Halbes Drama von einem warmen religiösen Gefühl durchflutet wurde und so hohe künstlerische Eigenschaften aufwies, daß ihm unter allen Umständen mit Achtung begegnet werden mußte, während in „Schloß Wetterstein“ die sittlichen Werte mit Füßen getreten werden, ohne daß man aus literarischen Gründen auch nur auf mildernde Umstände plädieren könnte.

Mit anderen Worten: der einzelne Fall wird vom Stück entschieden. Wenn die Vorgänge auf der Bühne so ruchlos werden, daß sie einem offenen Skandal gleichkommen, ist der Skandal im Zuschauerraum die durchaus geeignete Antwort.

Im übrigen braucht die Angelegenheit nicht immer auf sittlichem Gebiet zu spielen, wie es bei „Schloß Wetterstein“ wenigstens in der Hauptsache der Fall ist. Als „Brandl“ in unserem Staatstheater vom Publikum in handfester Weise abgelehnt wurde, waren die *ästhetischen* Eigenschaften von einer so aufreizenden Unfähigkeit, daß der erregte Unwillen der Zuschauer vollkommen angebracht war.

Will man formulieren, kann man also sagen, daß der Theaterskandal immer dann berechtigt ist, wenn die Darbietungen auf der Bühne in ästhetischer oder sittlicher Beziehung zu skandalösen Formen entarten. Man ist zwar verpflichtet, sich im Theater wie ein kultivierter Mensch zu benehmen, man ist aber glücklicherweise durchaus nicht verpflichtet, seine anständigen Begriffe von „Schloß Wetterstein“, „Evchen Humbrecht“, „Albine und Aujust“ oder sonst einem blöden

Schmarren vergewaltigen zu lassen. Es mag schlimm genug sein, daß so rücksichtslose Mittel unter Umständen notwendig werden, viel schlimmer aber, unendlich viel schlimmer wäre es, wenn das deutsche Volk zugrunde gehen sollte. Das deutsche Volk aber geht zugrunde, wenn es sich nicht endlich nach dem Münchner Beispiel seiner Haut zu wehren weiß.

Die Ausländerei

Bernhard Shaw

(Lessing-Theater)

Immer lustig, meine Freunde! Nachdem Herr Barnowsky in den abgelaufenen drei Monaten der Spielzeit den Schweden Strindberg, den Franzosen Sardou und den Norweger Sigurd Ibsen gespielt hat, gönnt er nunmehr sich und uns mit dem Engländer Shaw eine kleine Abwechslung. Als Herr Reinhardt im letzten (oder war es im vorletzten?) Winter einen gleichgültigen Franzosen spielen wollte, meinten selbst die international erprobten Vertreter der liberalen Börsenpresse submissest Einspruch erheben zu müssen. Offenbar waren sie der Ansicht, daß das deutsche Volk damals die großen Stunden des Kriegs noch nicht genügend vergessen hatte, um auf ästhetischem Gebiet vor den Triumphwagen seiner bittersten Feinde gespannt zu werden. Augenblicklich beehren sie indessen die immer dreister auftretende Ausländerei mit dem freundlichsten Wohlwollen und scheinen ihre zarten Bedenken gegen einen verfrühten Anfang der nationalen Herabwürdigung also durch einen mannhaften Entschluß überwunden zu haben. Indem wir die Hoffnung auszusprechen wagen, daß dieses Stück

ihrer seelischen Entwicklung ohne allzu heftige Erschütterungen abgegangen sein möge, räumen wir ein, daß die Verhältnisse sich inzwischen sehr zugunsten ihrer besonderen Pläne verändert haben.

Nachdem die Aufhebung der Zensur und der hilflose Verfall aller staatlichen Autorität die frechen Bauchtänze der erotischen Gemeinheit zu einer dauernden revolutionären Einrichtung werden ließen, ist in der Tat nicht einzusehen, warum mit den nationalen Empfindungen altväterischer Leute noch lange Umstände gemacht werden sollten. Es ist im Sinne der Börsenpresse wohl nur eine begründete historische Notwendigkeit, daß die Feinde, während sie von außen unser Land wie brutale Henkersknechte regieren, nun auch im Innern den Spielplan unserer Bühnen an sich nehmen, um so in harmonischer Weise die politische Demütigung durch die geistige zu ergänzen. Im vorliegenden Fall kommt als versöhnender Umstand noch hinzu, daß die Meinungsverschiedenheit, die im Anfang des Kriegs zwischen Herrn Shaw und uns bestand, inzwischen in der glücklichsten Weise erledigt worden ist.

Herr Shaw verlangte beim Ausbruch des europäischen Unwetters, daß den Deutschen Potsdam abgewöhnt werden müsse, will sagen: daß unser Land militärisch-politisch zu zerstören sei, wofür er dann in seiner entgegenkommenden Art bereit war, dem Geist von Weimar einige aufmunternde Worte zu spenden. Es muß zugestanden werden, daß diese vorübergehende Offenheit ihres korrupten Lieblings im Hinblick auf die damals vorhandenen Zeitumstände

auch der liberalen Börsenpresse einige astmathische Beklemmungen verursachte, inzwischen aber hat England die politische Zerstörung unseres Landes ja tatsächlich erreicht und somit ist für vernünftige Menschen dem ganzen Streit die Grundlage entzogen. Man streitet sich doch nicht über etwas, das gar nicht mehr vorhanden ist, und da unsere militärische Macht, die durch Potsdam symbolisiert wurde, zuverlässig und gewiß aufgehört hat zu sein, da sie so tot ist wie ein Hering auf dem Sand und der Leichenschein in Versailles feierlich unterzeichnet wurde, brauchen in der Tat zwischen der Börsenpresse und Herrn Shaw keine trüben Verstimmungen mehr zu bestehen.

Immer lustig, meine Freunde! Es wäre unrecht, wenn wir in einer so erhebenden Zeit unsere gute Laune an allerhand Krimskrams verlieren wollten. Nachdem die Feinde unser Land zerstört haben, laden wir sie höflichst ein, von allen Seiten mit ihren Stücken zu uns zu kommen und bei dieser Gelegenheit auch gleich den von ihnen geschaffenen Trümmerhaufen einer geneigten Besichtigung zu unterwerfen.

Es wäre wohl nicht auszudenken gewesen, wenn das Lessing-Theater, das in der letzten Spielzeit für die bleibenden Dramen unserer Literatur nicht einen, aber auch nicht einen Abend übrig hatte, an Stelle des „Pygmalion" ein Stück unseres wertvollen nationalen Besitzes gespielt hätte. Wollte Herr Barnowsky uns aber durchaus zeigen, wie ein junges Mädchen aus den unteren Klassen sich in höheren Sphären benimmt, warum gab er dann nicht Wildenbruchs „Haubenlerche",

in der dieses Motiv mit zehnmal mehr Lebensechtheit und philosophischer Tiefe behandelt ist? Wer die uralten Theaterspäße dieser Shawschen Arbeit von der harmlosen Seite nehmen will, soll es von uns aus ruhig tun. Die unablässige systematische Ausrottung unseres nationalen Gefühls aber, die selbst so billige Kulissenartikel aus dem Ausland einführt, nur damit die deutschen Bühnen das deutsche Geistesleben nicht widerspiegeln, ist leider durchaus nicht harmlos und um dieses verantwortungsschweren Zusammenhangs willen mußte die Angelegenheit unseren Lesern in ihrer ganzen bitteren Niederträchtigkeit gezeigt werden.

Die Erziehung der Berliner

(Gabryela Zapolska im „Kleinen Theater")

Es ist eine Freude, aussprechen zu dürfen, daß Herr Direktor Altman offenbar in der glücklichsten Weise von der traurigen Willenslähmung frei ist, die man als eine Folge unseres Zusammenbruchs bei so vielen Deutschen findet. Wir haben kürzlich erst über den kraftvollen Vorstoß berichtet, den er mit „Albine und Aujust" gegen die erotische Scham der Berliner führte, und wir übersahen dabei keineswegs die Feinheit, die auf alle künstlerische Wirkung verzichtete, um die Aufmerksamkeit nicht durch unzulässige Nebenumstände von der geschlechtlichen Hauptsache abzulenken. Ein weniger unternehmender Kulturträger hätte sich nach einer derartigen Leistung zunächst eine Ruhepause gegönnt oder hätte sich zum mindesten auf ein Stück beschränkt, das ohne schwerwiegende pädagogische Absichten einfach durch seine künstlerischen Eigenschaften erfreuen wollte. Unser verehrter Direktor aber ist nun einmal nicht der Mann, selbst auf wohlerworbenen Lorbeeren auszuruhen und die erzieherischen Aufgaben aus den Augen zu verlieren, die ihm als Leiter von zwei wertvollen Bühnen obliegen. „Rast ich, so rost

ich“, ist der Wahlspruch seines rührigen Lebens und man sieht nicht ohne Ergriffenheit, wie er sein persönliches Wohlergehen den Ansprüchen des Berufs unterzuordnen vermag. Während er noch von der Anstrengung heiß war, die ihm der Vorstoß gegen die Rückständigkeit der erotischen Scham bereitet hatte, plante er bereits ein neues Unternehmen, durch das er im „Kleinen Theater“ die ebenso verderbliche nationale Scham zu treffen gedachte. In einer Zeit, in der das deutsche Bürgertum einer kulturellen und politischen Totenstarre verfallen zu sein scheint, muß es als ein wahrer Segen angesprochen werden, daß wir unter uns immer noch betriebsame Kräfte haben, die nach der erfolgreichen Beackerung des einen Gebiets sofort ein neues in Angriff nehmen. So willig wir das aber auch einräumen und so gern wir in das sonstige Grau unserer Rezensionen die froheren Farben der Anerkennung mischen, so sehr verlangt doch die sachliche Gerechtigkeit von uns die Anmerkung, daß Herr Altman in seinem erfreulichen Wirken nicht ohne den anregenden Einfluß segensreicher Vorbilder geblieben ist. Wenn man „Albine und Aujust“ als einen denkwürdigen Abend verzeichnet hat, darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Herren Meinhard und Bernauer in „Schloß Wetterstein“ ein Stück boten, dem man ohne Übertreibung die gleichen sittlichen und künstlerischen Qualitäten nachrühmen darf, und wenn man sich darüber freut, daß Herr Altman den bemerkenswerten Mut hatte, ein ausländisches Stück zu spielen, während unser Name vom Ausland in die Gosse geworfen wird,

darf man Herrn Barnowski nicht zurücksetzen wollen, der uns bereits aus einer ähnlichen Gesinnung heraus mit Sardou erquickte. Eine gewisse sympathische Kälte, die den heißen Aufwallungen des nationalen Ehrgefühls nicht unterliegt, kann unseren Berliner Direktoren überhaupt nicht abgesprochen werden, und es wäre darum nicht recht, wenn man die Blicke der Leser allein auf Herrn Altman lenken wollte. Immerhin aber: die ungebrochene Kraft, mit der er unmittelbar nach seinem Kampf gegen die erotische Scham auch der nationalen an die Gurgel griff, zeigt ihn doch als einen Mann, dem Anregungen von außen gekommen sein mögen, der im übrigen aber die Erziehung der Berliner mit einer nicht alltäglichen Gründlichkeit besorgt. Auch muß offen ausgesprochen werden, daß ihm hier, wie in „Albine und Aujust", die Ausschaltung der störenden Nebeneinflüsse in geradezu klassischer Weise gelungen ist.

Er hat mit feinster psychologischer Eindringlichkeit erkannt, daß man die atavistischen Regungen der nationalen Scham um so erbarmungsloser trifft, je gleichgültiger der gespielte Ausländer ist, und seine menschenfreundliche Seele, die sich am liebsten in frohen Gesichtern spiegelt, hat mit dem glücklichen Instinkt der angeborenen Natur begriffen, daß man den herumstehenden Franzosen, Engländern, Russen, Polen usw. gerade auf diese Weise am ehesten zu einem stillen Lächeln verhilft.

Wer aber könnte es wohl im Kampf um den Lorbeer der Gleichgültigkeit, im Wetteifer um das obskure

Dunkel der Namenlosigkeit mit jener Gabryela Zapolska aufnehmen, die Herr Altman gestern im Kleinen Theater spielte? Wenn man es als Kritiker mit der ästhetischen Reinlichkeit auch nur halbwegs genau nimmt, muß man unumwunden einräumen, daß hier jedes Sich-verkriechen hinter künstlerischem Ruhm aufgegeben wurde, um die erziehlichen Absichten desto stärker hervortreten zu lassen. Gabryela Zapolska übersetzt den funkelnden Dialog der französischen Salonkomödie in die Welt ihrer slawisch-jüdischen Halbkultur und läßt eine Gesellschaft von reichen Emporkömmlingen den ganzen geschlagenen Abend in völlig eindeutigen Ausdrücken von geschlechtlichen Dingen reden. Bei den besseren Franzosen gibt es in solchen Fällen eine Grazie des Gesprächs und der technischen Linienführung, satirische Streiflichter auf gesellschaftliche Zustände, boshafte Anmerkungen zu allgemein menschlichen Schwächen, komische Situationen usw., Gabryela Zapolska aber kennt auf dieser Erde nur die Brunst und sucht mit diesem sinnlichen Zustand auch ihr Publikum kirre zu machen.

Als Herr Direktor Altman den berühmten Namen verschmähte, verschmähte er zugleich auch das unterhaltende Stück und nahm die nationale Scham der Deutschen in eine um so heilsamere Kur, als er nicht nur das Ausland, sondern gar den unappetitlichen Abhub des Auslands spielte. Wenn ich bei aller Bewunderung der fein erwogenen pädagogischen Absicht nur zwei Drittel des immerhin etwas bitteren Unternehmens auf mich zu laden vermochte, ersuche ich darin nicht etwa einen Aus-

druck meines kritischen Unwillens erblicken zu wollen. In den vorstehenden Zeilen glaube ich bewiesen zu haben, daß ich die heimlichen Motive des Abends nach ihrem Wert zu schätzen weiß. Da ich aber fortlaufend und von Berufs wegen an der anstrengenden Erziehung teilhabe, die Herr Altman und seine gleichgesinnten Kollegen den Berlinern angedeihen lassen, meinte ich das letzte Drittel zu meiner menschlichen Vollendung nicht mehr nötig zu haben.

Der Häuptling

(Theater in der Königgrätzer Straße)

Es war mir eine große Freude, dieser wertvollen deutschen Arbeit zu begegnen, aber es hat mich bitter gestimmt, daß sie in die künstlerisch tote Zeit des Juni gelegt werden mußte. Wir wissen ja alle, wie wir in Berlin mit unserem Theatersystem gestellt sind. Wir wissen, daß man die deutsche Kultur nicht nur in ihren anerkannten klassischen Meistern, sondern auch in ihren rüstig aufwärtsstrebenden lebenden Talenten nahezu restlos gestrichen hat. Wir wissen, daß man Schalom Asch auch im innersten Winkel Rußlands noch aufstöbern würde, während man uns näher liegende Schriftsteller durchaus nicht zu finden vermag. Wir haben unseren Lesern nicht nur auseinandergesetzt, daß es so ist, sondern auch warum es unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein kann, und glauben somit, die Illusion nicht nur bei uns selber, sondern auch bei anderen wirkungsvoll zerstört zu haben. Wenn man sich aber dem greifbaren Einzelfall gegenübersieht, wird man doch immer wieder von einem

Gefühl der nationalen Trauer bewegt. Von Paul Apel hat man bisher in Berlin überhaupt nur eine Arbeit gespielt und jetzt legt man in verletzender Herabsetzung seinen unterhaltenden „Häuptling" in die heiße Zeit, während Schalom Asch in seinen wechselnden Erscheinungsformen mit Schmutz und Gift den winterlichen Spielplan innehatte.

Aber freilich: warum sollte es Apel besser gehen als den anderen Schriftstellern unseres Volks? Warum sollten wir gerade seine Dramen kennenlernen, wenn sonst die Arbeiten der deutschen Talente als nicht vorhanden gelten? Otto Erler hat sich vor Jahren mit seinem „Zar Peter" sehr hoffnungsvoll eingeführt. Er hat seitdem eine ganze Reihe von Werken geschrieben, wir aber waren so eifrig damit beschäftigt, im europäischen Abhub herumzuschnüffeln und selbst die armseligen Vettern des ehrenwerten Schalom Asch zu spielen, daß wir keins davon auf die Bühne gebracht haben. Wenn ein begabter Dichter wie Ottomar Enking Kleinstadtkomödien schreibt, werden sie in irgendeinem sommerlichen Bad gespielt, aber nach Berlin gelangen sie nicht. Wir vermögen nicht einmal durchzusetzen, daß die Arbeiten eines so erfolggekrönten Mannes wie Schönherr in unserem Spielplan restlos ausgenutzt werden. Wir haben mitten im Krieg ein so dummes und unlauteres Stück wie die „Madame d'Ora" des Dänen Jensen in den angeblich vornehmen Kammerspielen herausgebracht; der Wiener Poet aber klopft mit einzelnen Dramen immer noch vergeblich bei uns an. Aber warum gerade jetzt den Faden dieses

Elends weiterspinnen? Es ist für unsere bescheidenen Verhältnisse ja ohne Zweifel ein Gewinn, daß wir uns schließlich doch am „Häuptling" erfreuen durften, und wir wollen nur aufrichtig hoffen, daß die Direktion Meinhard-Bernauer sich keine bösen Folgen zuzieht, weil sie ausnahmsweise dem Schwank eines deutschen Schriftstellers mit einer Juniaufführung entgegenkam.

Ein Rückblick auf die Spielzeit im ersten Jahr nach der Niederlage

Wenn man im Laufe des Winters von der einen Aufführung in die andere gegangen ist, hält man am Schluß der Spielzeit gern eine kurze Rast, um das Auge über die kulturelle Arbeit zurückgleiten zu lassen. Wir haben unseren Lesern immer wieder eingeprägt, daß das Deutschtum, sofern es nicht den bezaubernden Duft des „Berliner Tageblatts“ ausströmt, im dramatischen Berlin verraten und verkauft sei. Sie mögen an der Hand des folgenden Rückblicks nun selber entscheiden, ob unser Urteil von den vorhandenen Tatsachen verworfen oder bestätigt wird. Wir schicken dabei voraus, daß die geschäftliche Lage der privatkapitalistischen Bühnen auch im abgelaufenen Winter ungewöhnlich günstig war, so daß die Furcht vor herabgesetzten Einnahmen von der Aufführung wertvoller Stücke nicht zurückzuhalten brauchte, ganz abgesehen davon, daß die Dramen, um die es sich im folgenden handeln wird, auch an finanzieller Zugkraft den zusammengequälten und zusammengeleimten Schund weit übertreffen, den man uns immer wieder glaubte bieten zu dürfen.

Wenn man die journalistischen Vertreter des herrschenden Systems über den Ausschluß des Deutschtums zur Rede stellt, pflegen sie wehmütig zu erklären, daß auch ihr Herz blute, daß aber deutsche Talente nun einmal nicht vorhanden seien und aus diesem durchschlagenden Grunde nicht gespielt werden könnten. Wir haben sie gelegentlich in unseren Rezensionen mit der Nase auf die ungespielten Dramen ganz bekannter Schriftsteller gestoßen und könnten auch jetzt den Schwindel ihrer Ausrede mühelos zerstören. Um zu einer zwingenden Beweisführung zu gelangen, soll aber einmal ausnahmsweise angenommen werden, daß ihre pessimistische Ansicht so begründet sei, wie sie tatsächlich unbegründet ist. Wir wollen also unterstellen, daß die Berliner Direktoren nebst der ihnen vervetterten Presse nur darum keine deutschen Arbeiten spielen, weil ihnen keine bekanntgeworden sind.

Wir hoffen aber annehmen zu dürfen, daß sie eine so gewichtige Tatsache wie das Vorhandensein unserer klassischen Literatur nicht werden leugnen wollen. Es ist schon sonderbar genug, daß ihnen bestimmte Dramen von Schönherr, Apel, Elster, Enking und anderen nie unter die Augen kommen, es wäre aber eine beleidigende Annahme, daß sie beispielsweise von Schiller nichts sollten gehört haben. Streichen wir also alles, was in den verschiedenen literarischen Lagern an bekannten deutschen Schriftstellern tätig ist, setzen wir den ganzen Manuskripteinlauf der vorläufig noch unbekannten Dichter gleich Null und halten wir uns lediglich an die unzweifelhaft vorhandenen und ebenso

unzweifelhaft talentierten Goethe, Schiller, Lessing, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig und Anzengruber.

Nie verlangte die historische Stunde so dringend ein Sichbesinnen auf unvergängliche nationale Werte wie im Winter unseres Zusammenbruchs. Nie war es mehr notwendig, ein Leuchtfeuer der deutschen Kultur über die aufgeregten Wogen der Zeit strahlen zu lassen. Nie haben wir uns mehr nach dem Trost gesehnt, den uns die edlen Geister unseres Schrifttums spenden können. Nie klammerten wir uns mit so heißer Inbrunst an unsere unzerstörbare kulturelle Macht als in den schrecklichen Monaten, in denen unsere wirtschaftliche und politische Macht zerfiel. Nehmen wir dazu noch, daß auch die geschäftlichen Umstände klassischen Darbietungen nie so günstig waren, und lassen wir auf diesem Hintergrund dann die Leistungen der Berliner Direktoren auftauchen. — — —

Max Reinhardt hat es nicht für nötig gehalten, in seinen Kammerspielen von den hier genannten deutschen Dichtern auch nur ein Stück zu spielen. Bei der Verehrung, die man auf Grund des „Nathan" gerade in seinen Kreisen Lessing entgegenzubringen behauptet, hätte man zum mindesten eine intime Aufführung der „Emilia Galotti" erwarten dürfen, aber man hat Lessing zugunsten von allen möglichen tristen Sachen zurückgestellt. Die Verehrung Lessings geht über den „Nathan" offenbar nicht hinaus und stellt sich also als eine egoistische Liebe zur eigenen Rasse dar. Im Kleinen Schauspielhaus fand Herr Reinhardt zwar

die Zeit, Abend für Abend ein besonders dreistes Stück von Wedekind zu spielen, für die bleibenden Werte der deutschen Kultur aber genügte ihm eine schnell vorübergehende Aufführung des Clavigo. Im Deutschen Theater sahen wir zu Beginn der Spielzeit „Maria Stuart" und damit war die Arbeit am Deutschtum erledigt. An drei Bühnen, die eine führende Stelle zwar nicht besitzen, aber doch beanspruchen, sahen wir also im Laufe eines ganzen Winters e i n Schillersches und e i n Goethesches Drama. Im übrigen nichts von den beiden Heroen, nichts von Kleist, nichts von Hebbel, nichts von Ludwig, nichts von Grillparzer, nichts von Anzengruber. Nichts, nichts, nichts. Herr Reinhardt spielte an seinen Bühnen zwar Russen, Norweger und Engländer, aber die Deutschen mochten freundlichst sehen, wo sie blieben.

Das Lessing-Theater des Herrn Barnowsky verschmähte selbst die beiden Dramen, die in frostiger Einsamkeit im Spielplan der Schumannstraße erschienen, und spielte von den großen Deutschen überhaupt nichts. Wozu auch? Es ließ an einem Abend Wedekind aussprechen, daß Geld und Sinnlichkeit alles sei. Es grub ein lächerlich dürftiges Stück von Björnson aus. Es trug mit dem „Blaufuchs" ein stark papriziertes ungarisches Gulasch auf. Was will man im Grunde noch mehr? Man muß schon ein nationaler Querulant sein, um zu verlangen, daß die Leitung sich auf das Vorhandensein der deutschen Kultur hätte besinnen sollen. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß Herr Barnowsky auch in seinem Deutschen Künst-

lertheater von den hier in Rede stehenden Dramen selbstverständlich keins spielte.

Die Herren Meinhard und Bernauer verfügen über zwei Bühnen, von denen das Theater in der Königgrätzer Straße künstlerische Ziele verfolgt. Sie spielten hier denn auch, wie es sich gebührt, Wedekind; sie spielten Ibsen und Strindberg, von den großen Deutschen aber spielten sie nichts. Daß sie in ihrem Komödienhaus von Anzengruber hätten etwas spielen sollen, wäre wohl zu viel verlangt! Die verschrobene Auffassung, daß die bleibenden deutschen Lustspiele geschrieben worden sind, damit das Publikum sich an ihnen freue, muß wohl als ein Gehirnleiden des Rezensenten bezeichnet werden. Man spielt irgendeinen platten Unterhaltungsschmarren und stellt sich im übrigen auf den Standpunkt, daß das Berliner Theaterleben mit der deutschen Kultur nichts zu tun hat.

Im Kleinen Theater können klassische Dramen, die einen großen Apparat erfordern, natürlich nicht gegeben werden. Es wäre aber bei den Lessing, Goethe Schiller usw. genug anderes, das man auch in diesem Raum und diesem Rahmen bieten könnte. Wir haben nichts davon zu sehen gekriegt. Wir hatten das Vergnügen, Herrn Sternheim zu begrüßen; wir durften sehen, wie im „Salto mortale" der Verbrecherfilm auf die Bühne kam, aber wir durften uns auch nicht an einem einzigen Abend mit Stolz und Freude als Deutsche empfinden. Warum verfügt Goethe auch nicht über die einflußreichen Rassenbeziehungen des

Herrn Sternheim? Ja, warum? Es ist ein Jammer; aber geändert kann es ja leider nicht werden.

Fassen wir jetzt einmal zusammen. Vier Direktoren von acht einflußreichen privatkapitalistischen Bühnen, die alle miteinander ernsthaften künstlerischen Rang für sich in Anspruch nehmen, haben im letzten Winter mit vereinten Kräften eine Aufführung der „Maria Stuart“ und eine des Clavigo herausgebracht. Ist es also eine rednerische Übertreibung, wenn ich in meinen Rezensionen behaupte, daß die deutsche Kultur in Berlin systematisch ausgeschlossen und totgeschwiegen wird? Oder ist es am Ende eine zwar schreckliche, aber gleichwohl nüchterne Wahrheit, die sich durch Tatsachen belegen läßt? Meine Leser mögen entscheiden.

Von der Spielzeit im zweiten Jahr nach der Niederlage

I.

Wollen wir nicht einen Augenblick innehalten, um den zurückgelegten Weg zu überschauen? Vom letzten Wintermonat ist bereits die Hälfte ins Grab gesunken, der wichtigste Abschnitt der Spielzeit ist durchwandert, von den einflußreichen privatkapitalistischen Direktoren hat sich aber noch niemand auch nur an einem Abend auf ein Werk der großen deutschen Literatur besonnen. Wir bieten damit kein Geschmacksurteil, das irgendwie der Erörterung unterworfen wäre. Wir stellen nicht etwa eine ästhetische Behauptung auf, die von Schönfärbern mit rosenroten Redensarten aus der Welt geschafft werden könnte. Wir verzichten vielmehr auf alle subjektiven Meinungen, um dafür die objektiv vorhandenen unanfechtbaren Tatsachen ins Feld zu führen. Ach, sie sind so regsam gewesen, so unendlich regsam, unsere großen Bühnen! Sie haben die unzüchtigen Dramen zu einer Epidemie werden lassen, die uns nicht ohne Grund die Verachtung des Auslandes eintrug; sie haben den brünstigen Lebenswillen des Herrn Wedekind durch nackte Schauspielerinnen gesteigert; sie haben das Weihnachtsfest

in frevelhafter Weise geschändet; während das Ausland uns mit bissigen Zähnen anfletschte, haben sie Engländer, Franzosen, Russen, Polen, Norweger und Schweden gespielt: für die Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Anzengruber aber haben sie nicht einen einzigen Abend übrig gehabt. Wem das so ungeheuerlich erscheint, daß er es nicht glauben möchte, soll freundlichst den Spielplan nachlesen oder die kritischen Besprechungen, die an dieser Stelle erschienen sind. Er wird dann finden, daß der ganze Reichtum der genannten großen Deutschen nicht einmal in einer armseligen Vorstellung seine Strahlen hat versenden dürfen. Herr Reinhardt gebietet über drei Bühnen, Barnowsky, Meinhard-Bernauer und Altman je über zwei, in Summa haben wir also vier Direktionen, die über neun Theater verfügen; von diesen neun Theatern aber hat bis Mitte Februar noch nicht ein einziges auch nur ein einziges Mal von dem Vorhandensein unserer klassischen Kultur Kenntnis genommen. Die Bernhard Shaw und Sardou, die Zapolska und Sigurd Ibsen, die Bordelldramen und Wedekind waren ihnen wichtiger als der tiefe Reichtum unserer Dichtung. Das deutsche Volk aber, dem gerade augenblicklich die nationale Feier seiner unvergänglichen Literatur so not täte, wandert durch eine hoffnungslose Wüste.

II.

Will man die Rolle erkennen, die dem Deutschtum in der deutschen Hauptstadt zugewiesen ist, verzichtet

man am besten auf alle ästhetischen Deklamationen, um sich von nüchternen Zahlen belehren zu lassen. Wir haben niemals einen Zweifel daran gelassen, daß wir den genialen Zug im Bilde Strindbergs sehr wohl zu erkennen vermögen, und würden gegen eine Aufführung seiner Dichtungen nur selten etwas einzuwenden haben, wenn der mit ihnen getriebene Kult nur nicht in einem so traurigen Mißverhältnis zu der haßerfüllten Vernachlässigung der deutschen Literatur stünde. In den letzten zwei Wintern sind von Barnowsky, Meinhard-Bernauer und Reinhardt an den Schweden allein fünf Premierenabende gewandt worden, während von der „Tribüne" ein sechster angekündigt ist. Das wäre selbst innerhalb eines Spielplans, der unseren eigenen Dichtern genug täte, etwas reichlich.

Wie aber steht es nun mit der Verteilung des Raums zwischen dem Ausländer und den sehr viel größeren deutschen Dramatikern?

Herr Barnowsky hat in den genannten Wintern an seinen zwei Bühnen von Lessing, Schiller, Goethe, Hebbel, Kleist, Grillparzer, Anzengruber überhaupt nichts gespielt, nicht ein Stück und nicht eine Szene. Die Meinhard-Bernauer, die ebenfalls über zwei Bühnen verfügen, haben sich im gleichen Zeitraum eine Aufführung von „Kabale und Liebe" geleistet, um der Orska die Lady Milford zukommen zu lassen: das wäre alles. Herr Reinhardt aber, der drei Bühnen sein eigen nennt, hat in den zwei vollen Jahren „Maria Stuart", den „Clavigo" und kürzlich Goethes

„Stella“ gebracht. Will sagen: mit der eminenten Kraft seiner genialen Natur hat er sich die bemerkenswerte Leistung abgerungen, in zwei Wintern mit Hilfe von drei Bühnen an wohlgezählten drei Abenden auf die klassische deutsche Literatur einzugehen, was in einem Winter auf eine Bühne eine halbe deutsche Vorstellung macht. Daß die „Tribüne“ von unsern Meistern nichts gewußt hat, ist ja am Ende selbstverständlich und soll nur aus Gründen der sachlichen Genauigkeit angemerkt werden.

Ziehen wir also die Summe: acht große Berliner Bühnen haben unsere unsterblichen Dichtungen in zwei vollen Wintern an armseligen vier Abenden zu Worte kommen lassen, während sie für den einen Strindberg nicht weniger als sechs Abende übrig hatten. Eine leichte Rechnung ergibt also, daß der Schwede mit seinen oft fragwürdigen Dramen im Spielplan gerade anderthalbmal soviel Raum erhielt als die gesamte deutsche Literatur von Lessing über Schiller—Goethe—Hebbel bis zu Anzengruber. Um sich damit zufrieden zu geben, müßte man das Fremde schon sehr unterwürfig lieben, ja, man müßte ein Hund sein —, ich persönlich bin aber keiner und möchte trotz der hündischen Zeit auch keiner werden. — — —

Politische Folgen der Ausländerei

Seit etwa 15 Jahren wird die deutsche Kultur von einer schmachvollen Ausländerei verwüstet, die in Berlin ihren Sitz hat und von hier aus das ganze Reich mit verderbenbringenden Fäden überspannt. Das Ausland kann nichts Schlechtes oder Verächtliches hervorbringen, ohne daß der heimliche Generalstab dieser antinationalen Macht es sofort übernimmt und durch eine ungeheure Zeitungsmache systematisch inszeniert. Was der sittliche Verfall der Franzosen an „pikanter" Fäulnis hervorbrachte, ist in ungezählten Theaterstücken rastlos bei uns eingeführt worden. Die schwüle Sinnlichkeit des Herrn d'Annunzio wurde vor dem Kriege in der Presse dieser Richtung zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauscht. An den eiskalten Zynismus des irischen Juden Shaw wurden Hunderte von Theaterabenden und Tausende von Zeitungsartikeln gewandt. Die Ofen-Pester Nachahmungen des Pariser Dirnenkults fanden gastliche Stätten. Aus Skandinavien, aus Rußland, aus aller Herren Ländern hielt ein Schwarm von Ausländern seinen Einzug. Die deutsche Kultur aber, sowohl in ihren

unantastbaren anerkannten Vertretern wie in ihrem Nachwuchs, wurde beiseite geschoben.

Was durch diese Überschwemmung mit fremder Verderbnis und fremden Nichtigkeiten erreicht werden sollte, liegt auf der Hand. Das Deutschtum sollte geschwächt, zerrüttet und schließlich vernichtet werden. In der Literatur, auf den Theatern, in der Malerei und im Konzertsaal, in den Universitäten und in der Finanz, in den Reichstagsparteien und in der Diplomatie: überall wurde mit zäher Wühlarbeit das gleiche unheimliche Ziel verfolgt.

Neben der Wirkung im Inland hatte dieses verhängnisvolle Treiben nun auch eine Wirkung im Ausland, die wir in den folgenden Zeilen betrachten wollen. In langen Friedensjahren hatte man die deutsche Kultur unter einem häßlichen Wust von Ausländerei verschüttet. Was folgte daraus?

Das Ausland bemerkte keine deutsche Kultur mehr, wenn es über die Grenzen blickte. Es sah in unserem öffentlichen Leben eine Musterkarte von allen möglichen fremden Nationalitäten. Es sah, daß wir fremdländische Dinge hätschelten, die in ihrem Ursprungsland belächelt wurden. Nur eine deutsche Kultur sah es nicht.

Und was ergab sich daraus?

Das Ausland schloß, daß eine deutsche Kultur nicht mehr vorhanden sei. Unser kultureller Acker sah aus wie ein wüster Platz, auf dem Müll und Scherben abgeladen wurden. Wir arbeiteten mit deutschem Fleiß und deutscher Fruchtbarkeit, aber unsere Leistungen wurden nicht bekannt. Das Ausland hatte Millionen

von Zeitungsnummern, die seine Namen bekannt machten. Die deutschen Kulturarbeiter mochten sehen, wo sie blieben.

Wir haben uns darüber gewundert, daß im Anfang des Kriegs und auch in seinem Verlauf Europa von einem wilden Geschrei über die kulturlosen Deutschen widerhallte. Worüber wundern wir uns? Umgekehrt wäre es ja staunenswert gewesen, wenn das Ausland etwas von uns gewußt hätte. Ein großer Bruchteil der deutschen Presse stand im Frieden im Dienst der Ausländerei. Gerade die Presse, die ins Ausland drang und dort unser Volk vertreten sollte, war ihr bis zur schmachvollsten Selbsterniedrigung ergeben. Gerade hier waren wir verraten und verkauft. Das Ausland zog nur die Folgerungen aus dem Zustand, den die jüdische Presse im Innern geschaffen hatte.

Hatten die Franzosen nicht recht, wenn sie höhnten, daß wir kulturell von französischen Anleihen lebten? Konnten sie sich nicht auf unsere Tageszeitungen, unsere literarischen Zeitschriften, unsere Theater und Bilderhändler berufen? War es nicht tatsächlich so, daß wir uns in einer würdelosen Pariser Abhängigkeit befanden? Und wer hatte dieses Elend geschaffen? Eben die unheimliche Macht, die von Berlin aus mit Hilfe von Theatern und Presse das ganze Reich verdarb.

Und hatten die Engländer nicht recht, wenn sie darauf hinwiesen, daß ihr Allerweltsschwätzer Shaw bei uns wie ein führender Geist behandelt würde? Konnten sich die Russen nicht darauf berufen, daß sie

mit Gorki, Schalom Asch, Leonid Andrejew, Tschechow Gogol, Tolstoi und anderen unseren Spielplan speisten? Konnte Belgien uns nicht Maeterlinck und Verhaeren vorhalten? Italien nicht d'Annunzio? Wo war demgegenüber das Deutschtum?

Ach nein, wir hatten und haben kein Recht, uns zu beklagen. An dem Barbaren- und Hunnengeschrei, das zu Anfang des Kriegs die ganze Welt gegen uns aufhetzte, war von unseren treuen Freunden im Innern seit Jahrzehnten mit der ihnen eigenen zähen Energie gearbeitet worden. Aus dem Bild, das sie geschaffen hatten, konnte tatsächlich nur der Schluß gezogen werden, daß die deutsche Kultur zugrunde gegangen sei. Das Ausland brauchte nur die Trümpfe auszuspielen, die sie ihm in die Hand gegeben hatten.

Die Vernichtung der sittlichen Werte

Gift

Der Briefträger legt uns eine gedruckte Anpreisung auf den Tisch, aus der man ersehen kann, daß ein neues Theaterblättchen im Werden begriffen ist. Wenn man nach der Mitarbeiterliste urteilen darf, scheinen sich hier die älteren, bereits etwas anrüchigen Semester des Kurfürstendamms mit den lenzfrohen Glaubensgenossen treffen zu wollen, die sich im sogenannten „Jungen Deutschland" eine Vertriebsgesellschaft geschaffen haben. Der Anpreisung ist ein phrasenhaftes „Manifest" beigefügt, aus dem wir unseren Lesern die folgenden Sätze mitteilen möchten:

> Vom hellenischen Epos (trotz Sophokles und Aristophanes, die bereits das Ziel des Dramas vorausahnten) über Schillers „dramatisches Gedicht" geht der Weg zum heutigen Drama, wo die Handlung nur noch Brennmaterial der Idee ist (Strindbergs „Nach Damaskus", Hasenclevers „Menschen"). Der Dichter fabuliert nicht mehr und sinniert nicht mehr über das Schicksal. Der Mensch wird sich seiner bewußt und übernimmt selbst die Lenkung seines Sternensystems. Der Geist stürzt die Dynastie Gottes. Der Mensch entdeckt seine kosmische Bedingtheit und Berechtigung. Es gibt keine Königsdramen und Gottesdienste mehr. Über den Krieg

der Sklaven und Besessenen erhebt sich der Kampf der Geister. Der Horizont ist ein hochlodernder Flammenring. Die Zukunft erbaut ihre Theater als Barrikaden gegen den Tod und das Milieu. Die Bühne ist die Pforte von der Welt in die Überwelt.

Daß du die Nase im Gesicht behältst, würde Onkel Bräsig sagen. Wenn der Mensch wirklich seine „kosmische Bedingtheit" entdeckt, wird er schwerlich auf den Gedanken kommen, die „Lenkung seines Sternensystems" in die Hand zu nehmen und die „Dynastie Gottes" zu stürzen. Auf einen so ausgemachten Unsinn verfallen immer nur die gerissenen Hausierer vom Kurfürstendamm, wenn sie durch pompöse Rhetorik den wahren Charakter ihres literarischen Gifts verbergen wollen. Worauf es praktisch hinausläuft, lehrt der Satz, in dem der Krieg mit den Waffen als ein Krieg „der Sklaven und Besessenen" beschimpft wird. Die Blüte unseres Volks haben wir offenbar in den reklamierten Börsianern zu erblicken, die draußen an der Front die „Sklaven und Besessenen" bluten ließen, während sie daheim ihre Kriegsgewinne mehrten und im „Berliner Tageblatt" die nationalen Kreise verhöhnten. Die unfreiwillige Komik des Manifests darf uns leider nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die betriebsamen Internationalen augenblicklich jedes, aber auch jedes verfügbare Blättchen benutzen, um die Seele unseres Volks zu zerstören. Weil man darauf immer wieder hinweisen muß, haben wir von der vielversprechenden Gründung der semitifchen Jünglinge mit einigen Worten Kenntnis genommen.

Giftpflanzen

Im voraufgegangenen Aufsatz machten wir unsere Leser auf ein Werbeblatt aufmerksam, in dem eine neue Theaterzeitschrift sich ankündigte. In bombastischen Worten wurde davon gesprochen, daß der Mensch nunmehr selber die „Lenkung seines Sternensystems" in die Hand nehmen und die „Dynastie Gottes" stürzen müsse. Auf Grund langjähriger Erfahrung gestatteten wir uns gleich die Ansicht, daß der rednerische Prunk in der nüchternen Wirklichkeit auf eine plebejische Beschmutzung aller ehrwürdigen Dinge hinauslaufen werde. Im besonderen glaubten wir annehmen zu müssen, daß die neuen literarischen Herrschaften sich an der häßlichen Schändung des Krieges beteiligen würden, die augenblicklich in ihren Kreisen allgemein ist. Wie wenig wir uns darin täuschten, beweist die erste Nummer des Blättchens, die uns inzwischen auf den Schreibtisch gelegt wurde. Im einleitenden Artikel liest man:

> Die umfangreiche Zeit des aufgeklärten Kannibalismus ist an Theaterdirektoren, Mimen und dem sie bedienenden Chor schreibender Handlanger ziemlich schmerzlos vorübergegangen. Am Anfang wollte es scheinen, als ob die gezückten Revolver derer, die

die Güte ihrer Kultur von der Zahl zur Strecke gebrachter Nachbarn abhängig machen, etwas von ihnen verlange, das man vielleicht Gewissen nennen könnte. Die Aufgeschreckten verstanden diese Forderung so, wie sie gemeint war: das Gewissen des Krieges, dieses Krieges der Kontobücher gegen Kontobücher, Krupp gegen Creuzot, der, ausgeheckt in einem an Cäsaritis erkrankten und erschlafften Hirn, von Foch und Ludendorff mit Menschenleibern als Bareinsatz ausgefochten, nein, gespielt wurde wie Poker, — die Karten mischten sich je nach der Munitionszufuhr durchhaltender Bankhalter — das Gewissen dieses Krieges also verlangte nur äußerste Enthaltsamkeit vom Geiste, von der Wahrheit und der Verantwortung.

Wenn man sich von dem namenlosen Zynismus dieser Sätze erholt hat, heißt es weiter unten:

> Gewiß, in der vollkommenen Hoffnungslosigkeit der nun von uns „glücklich" überstandenen „großen Zeit" mag ein Possenreißer die rechte Medizin gewesen sein. Nach einem wüsten Gelage gelingt der Selbstmord vollkommener. Erst den Jahren der versehentlichen nationalen Erhebung gegen einen angeblichen Feind blieb es aber vorbehalten, literarischen Schund als geistiges Volksnahrungsmittel nicht nur anzubieten, sondern flammend zu verkünden.

Wer daran noch immer nicht genug haben sollte, mag die folgende Stelle in einem Aufsatz Julius Babs über ein Drama Carl Hauptmanns lesen:

Hier hat dichterische Phantasie schon alles durchlitten, was stumpferen Sinnen kaum die blutige Wirklichkeit von vier entsetzlichen Jahren einbringen konnte. Gibt es doch heute immer noch Menschen (und leider auch solche, die die Möglichkeit zur öffentlichen Benutzung der Menschensprache haben), für die „Krieg“, „Heldentum“, „Opfertod“, „Verzweiflungskampf“ großartige unvorgestellte Schlagworte sind, billige Wortrausche vom sicheren Schreibtisch her!

Es ist in der Tat ein Jammer, Herr Bab, daß immer noch einige Deutsche die Möglichkeit zur „öffentlichen Benutzung der Menschensprache“ haben, denen Heldentum und Opfertod heilige Begriffe sind. Es scheint uns aber tröstlich zu sein, daß man in den Kreisen der Kriegsschänder immer mehr zu einem galizischen Jargon übergeht, der mit der Menschensprache nichts gemein hat, so daß schließlich doch die reinliche Scheidung zustande kommt, die beiden Teilen erwünscht sein wird. Aber warum immer von Krieg reden? Abwechslung ist das halbe Leben, und ein talentvoller Herr Rudolf Leonhard spricht so anregend über Theaterdinge, daß man ihm gern eine Weile zuhört. Wir gehen schwerlich in der Annahme fehl, daß im besonderen die folgende Anmerkung auf unsere Leser Eindruck machen wird.

Als man dem Theaterkritiker vorwarf, er schreibe am besten über die Schauspielerinnen, denen er erotisch verbunden sei, warf er zuerst in befangenem Hochmut ein, darum schreibe er so gut über sie, man

verstehe dies nicht: dann erklärte er mit einem freien Lächeln, man merke nur nicht, daß er die anderen auch begehre — es läge aber an den Lesern, nicht am Ton seiner Kritiken, daß man es nicht merke. Er begehre sie alle — das mache ihn verstehen, das mache ihn zum Kritiker.

Wenn die deutsche Welt erst soweit ist, daß „unsere versehentliche nationale Erhebung gegen einen angeblichen Feind“ ironisiert und der Krieg als ein zäsaristisches Verbrechen Wilhelms des Zweiten herabgewürdigt wird, während man gleichzeitig seine Befähigung zum Theaterkritiker dokumentiert, indem man alle Schauspielerinnen begehrt, hat der Mensch offenbar in vielversprechender Weise die „Lenkung seines Sternensystems“ in die Hand genommen und die „Dynastie Gottes“ kann ruhig gestürzt werden. Wir wollen das neugegründete Blättchen selbstverständlich nicht überschätzen, meinten aber doch, unseren Lesern zeigen zu sollen, wohin die Reise geht.

Kauderwelsch

Wo man auf die Vernichtung der deutschen Kultur ausgeht, muß am Ende auch die deutsche Sprache sterben. Im „Berliner Tageblatt" konnte man kürzlich ein literarisches „Strindberg-Porträt" auf sich wirken lassen, das mit den folgenden malerischen Anschauungen eröffnet wurde:

> Es war eine Flamme in ihm, die aus seinem Hirn blutrot schlug als Erkenntnis dunkelster Menschentiefen. Und er war wie Glut dieser Flamme, an der er als Stern sich entzündete, mit der er die Menschheit in ihrem Chaos bestrahlte. Zerfurcht, zerwühlt waren die Wege seiner Gedanken; in seinem Hirn wurden sie zu Brandstätten und Scheiterhaufen. In schmerzhafte Zerrissenheit floß sanftes Licht polarer Gestirne — Liebe, Weibsehnsucht. Aber in ihm wurde sie gedemütigt zu Wollust und gesteigert zu Haß. Geschleuderte Arme gen unselige Himmel!

Man kann sich vorstellen, daß aus dem Werk eines Dichters eine blutrote Flamme emporschlägt, weil ein menschliches Werk (beispielsweise eine Burg) in Brand geraten und gerade in diesem Zustand einen grandiosen Eindruck machen kann. Wenn wir uns aber eine

Flamme vorstellen sollen, die aus einem menschlichen Hirn hervorbricht, wird etwas vollkommen Unmögliches von uns verlangt und wir geraten ins Gebiet der unfreiwilligen Komik. Der Verfasser dieses stilistischen Machwerks fügt zu dieser Unmöglichkeit aber gleich eine ganze Reihe von anderen. Nachdem er uns die „blutrote Flamme“ zugemutet hat, die aus dem Hirn des Dichters emporschlägt, muß Strindberg sich auch noch an dieser Flamme „entzünden“, obwohl ihr Vorhandensein bezeugt, daß er bereits lichterloh brennt und sich an seiner eigenen Flamme so wenig zu „entzünden“ vermag, wie man Wasser naß machen kann. In unserem literarischen Porträt „entzündet“ er sich aber nicht nur, sondern wird durch diese Entzündung auch noch zu einem „Stern“, was man als ein ganz besonderes Kunststück einschätzen darf. Ebenso plastisch gesehen sind die zerfurchten Gedankenwege, die sich „in seinem Hirn“ in Brandstätten und Scheiterhaufen verwandeln. Im weiteren Verlauf des Textes werden wir dann noch belehrt, daß der Verstand des Schweden nach der Auflösung gedanklicher Konflikte „geilte“, und damit wird allerdings ein charakteristischer Pinselstrich geliefert, wenn nicht zum Bilde Strindbergs, so doch zu dem des Verfassers. Im Berliner Tageblatt „geilt“ eben alles, auch das menschliche Gehirn, wenn es in der Arbeit des Denkens fiebert.

Wie soll man sich nun zu diesem widerwärtigen Jargon der literarischen Halbkultur im Grunde stellen? Am einfachsten wäre es ja, ihn mit einem Lächeln aus der Hand zu legen. Wenn man aber überlegt,

daß in dieser abstoßenden Sprache, die nach Anschauungen „geilt“, ohne je eine bieten zu können, ganze Abhandlungen, Bücher und Dramen geschrieben sind, vergeht einem doch das Lächeln. Die Sprache ist auch in diesem Fall ein guter Gradmesser der nationalen Kultur. An der Ausdrucksweise der literarischen Fäulnis, in der es von sprachlichen Bildern wimmelt wie von Würmern in einem Leichnam, kann man ablesen, wie weit die Zersetzung unseres völkischen Wesens bereits vorgeschritten ist.

Die Erziehung zum Verbrechen

Warum wundern wir uns eigentlich, daß in der Spartakusbewegung die dunklen Taten so unheimlich emporschießen? Warum schütteln wir den Kopf, wenn wir von revolutionären Helden lesen, die mit vorgehaltenem Revolver namhafte Summen erpressen? Warum befremdet es uns, daß die politische Fieberglut dieser Tage immer wieder grotesk-phantastische Verbrecherszenen gebiert? Wissen wir nicht, daß unser Volk seit mehr als einem Jahrzehnt planmäßig zum Verbrechen erzogen wird? Ist es unbekannt, daß Millionen und Abermillionen in den Verbrecherfilms fortlaufend kriminalistische Taten verherrlicht sehen? Wenn es aber bekannt ist, worüber will man sich dann noch wundern? Jahraus, jahrein werden die naiven Massen durch einen außerordentlich wirkungsvollen Anschauungsunterricht in die Welt des Verbrechens eingeführt. Das Diebsgesindel, das in Wirklichkeit den degenerierten Auswurf der menschlichen Rasse darstellt, wird romantisch verklärt und mit dem interessanten Schimmer des Ungewöhnlichen umgeben.

Wer in bürgerlicher Ehrbarkeit seinen Weg wandert, ist ein armseliger Philister, verglichen mit den großzügigen Bankdieben, die um Millionen kämpfen und mit dem roten Gold um sich werfen. Die verbrecherische Tat wird in diesen Darbietungen als etwas vollkommen Selbstverständliches betrachtet. Das Stammpublikum untersucht mit kritischem Sachverständnis, ob sie technisch richtig angelegt und mit entschlossener Energie durchgeführt wurde, ihre moralische Zulässigkeit aber könnte nur ein zurückgebliebener Provinzler aus dem vorigen Jahrhundert zu bezweifeln wagen. Im Kampf des Verbrechers mit der Polizei sieht man einen interessanten Sport, bei dem vollkommen gleichwertige Partner die Kräfte messen, sofern nicht der Verbrecher von vornherein ein Plus an Sympathien genießt. Die dumpfe Atmosphäre dieser Kinowelt ist vom Verbrechen durchsetzt, und Millionen unserer Volksgenossen, im besonderen auch unreife Knaben im Übergangsalter, atmen hier unausgesetzt die Keime des Bösen ein. Dazu kommt dann noch, daß es neben dieser Kinoverderbnis eine umfangreiche Literatur gibt, die um nichts besser ist. In den Zeitungsskizzen, Novellen und Theaterstücken der sogenannten Detektivliteratur wird das Verbrechen ebenfalls romantisch verklärt und die Phantasie der Leser auf Abwege gelockt. Wenn man zuverlässig erfahren will, was diese Sorte von Kunst eigentlich wert ist, braucht man nur im „Berliner Tageblatt" anzufragen, wo man in allem sachverständig ist, was zur Vernichtung sittlicher Werte benutzt werden kann. In seinem „Weltspiegel" kultiviert das unter-

nehmende Blatt die Detektivnovelle so ausgiebig, daß es ihre korrumpierenden Wirkungen notwendig sehr hoch einschätzen muß, und da es in der Tat in allen Fragen der literarischen Giftmischerei als eine Autorität anzusprechen ist, sollte man in deutschen Kreisen an diesem Symptom nicht achtlos vorübergehen.

Die Staatsbühne

I.

(Nachwort zur Aufführung von „Brandl“)

Unsere Leser sind über den skandalösen Abend, den wir im früheren Königlichen Schauspielhaus erleben mußten, bereits durch die Kritik unterrichtet worden, die wir im unmittelbaren Anschluß an die Vorstellung schrieben. Wir deuteten bereits in unserer Nachtkritik in aller Kürze an, daß die Gestalten des Herrn Cahen nicht nur schülerhaft gezeichnet, sondern auch in sittlicher Beziehung ungemein abstoßend sind. Man glaubt in irgendeinem obskuren Kino zu sein, in dem die Verbrecher gewohnheitsmäßig verherrlicht werden, wenn man die Vorgänge auf der Bühne mit ansieht. Die jungen Idealisten des Stücks versuchen teils durch erpresserische Drohungen, teils durch einen falschen Kriminalbeamten den Kriegsgewinnler um sein Geld zu bringen und scheinen gar nicht zu wissen, daß sie damit nicht Weltbeglücker, sondern Halunken sind. Was sie unternehmen, ist genau so ehrlos wie die Geschäfte des Herrn Brandl, und weit entfernt, reinigend zu wirken, atmet das Stück gerade den muffigen Dunstkreis aus, in dem die Schieber am besten gedeihen. Halten schon

die Idealisten und Weltverbesserer die gemeine Erpressung für eine erlaubte Waffe, ist nicht einzusehen, warum nicht auch Herr Brandl durch verbrecherische Kniffe seine Taschen füllen soll. Wenn man in der Arbeit eines jungen Dichters dieses Durcheinander von Idealismus und Kaschemme trifft, empfindet man eine Gänsehaut; nur eben der sozialdemokratische Intendant Herr Jeßner empfand keine und bewies damit, daß er in sittlichen Dingen ebenso blind ist wie in ästhetischen. Es ist mitunter wirklich schwer, keine Satire zu schreiben. Unter einer Regierung, an der das Zentrum stark beteiligt ist, wird vom Regierungstheater ein Stück gespielt, das die angelaufene Moral des Kinos auf die Bühne bringt, und innerhalb eines proletarisch-sozialistischen Systems dürfen die Jeßner-Cahen eine Arbeit bringen, in der sie von ihrem galizischen Kulturstandpunkt aus die folgenschweren Gaunereien kapitalistischer Schurken weit mehr verklären als angreifen.

II.

(Zur Aufführung des „Marquis von Keith")

Als der „Marquis von Keith" in der verflossenen Spielzeit an einer privatkapitalistischen Bühne gegeben wurde, bezeichneten wir ihn an dieser Stelle als ein von frechem Witz funkelndes Schauspiel, dem in der Unmoral eine nicht gewöhnliche Folgerichtigkeit nachzurühmen sei. Unsere Literatur kennt glücklicherweise keine andere Arbeit, die in ähnlicher Weise alle seelischen Werte verneint, um dafür die skrupellose

Genußgier mit einer nahezu unfaßbaren Dreistigkeit zu proklamieren. Der eiskalte Spekulant, der seinen mammonistischen Zielen über Leichen entgegengeht, wird zum bewunderten Lebenskämpfer. Alle menschliche Wärme wird aufgehoben und begrinst. Die Sittlichkeit verwandelt sich in eine lästige Fessel für die Dummen. Nur die Jagd nach den Millionen und die Sehnsucht nach der Dirne bleiben als reale Faktoren übrig ...

Es war schon schlimm genug, daß wir der bleichen Frechheit dieser Arbeit an einer privatkapitalistischen Bühne begegnen mußten, daß sie nun aber im Staatstheater gespielt wird, daß man diese dramatische Glorifizierung des Schiebertums aufzuführen unternimmt, während die Schiebermoral in unserem Volkskörper wie eine Seuche wütet, ist ein beispielloser Skandal. Wir setzen von Herrn Jeßner nicht voraus, daß er ein inneres Verhältnis zur deutschen Kultur habe, und erwarten darum auch nicht, daß er die Mißachtung unserer gesamten kulturellen Entwicklung empfinden sollte, die in dieser Apothese der Schamlosigkeit vorhanden ist. Wir meinten aber immerhin annehmen zu dürfen, daß er die parteipolitischen Grundlagen seiner Bühne mit dem Instinkt des gewandten Strebers begriffen habe. Es würde uns durchaus nicht wundern, wenn wir ihn die Empfindungen der nationalen Parteien verletzen sähen, es befremdet uns aber, daß er in der gleichen Weise mit den Empfindungen der parlamentarischen Mehrheit glaubt umspringen zu dürfen. Da er sich selber zur Sozialdemokratie rechnet, kann

ihm unmöglich entgangen sein, daß der „Marquis von Keith“ im Sinne der sozialistischen Anschauung eine Ruchlosigkeit ist. Wenn ein Marxist sie literarhistorisch zu analysieren hätte, würde er sie nicht dem Kapitalismus, wohl aber der kapitalistischen Korruption auf die Rechnung setzen und würde sie in den dunklen Regionen unterbringen, in denen sich Schieber, Zuhälter und Dirnen gemeinsam des Lebens freuen. Er würde aussprechen, daß die Arbeiter als eine aufwärtssteigende Klasse von diesem Unrat einer verfaulten Schicht durch eine Welt des Empfindens getrennt seien und würde eher an den Einsturz des Himmels, als an die Möglichkeit glauben, daß eine sozialdemokratisch bestimmte Bühne unter einem sozialdemokratischen Intendanten eine derartige Arbeit spielen könnte. Wie der Marxist aber den wirtschaftlichen, müßte der religiöse Zentrumsanhänger den sittlichen Typ des Helden ablehnen, und die bürgerliche Demokratie endlich sieht ihr eigenes kapitalistisches Wesen aus der Sphäre der rechtschaffenen Arbeit in die des Gaunertums herabgedrückt. Es gibt keinen Schriftsteller, keinen Abgeordneten, keinen Redner der herrschenden Parteien, der es nicht mit Entsetzen ablehnen würde, die Anschauungen dieses Stückes auch nur in abgeschwächter Form zu vertreten, auf der Bühne eben dieser herrschenden Parteien aber läßt Herr Jeßner sie in der wirkungsvollen Sprache der dramatischen Darstellung verkünden. Er tritt alles mit Füßen, was nicht nur uns, sondern auch der parlamentarischen Mehrheit heilig ist, und darf auf Beifall nur bei der korrupten Sippe des „Berliner

Tageblatts" rechnen, die er mithin für die eigentliche Trägerin der Macht zu halten scheint. Wir haben an dieser Stelle weder ästhetisch noch politisch den Beruf, die augenblickliche Regierung zu schützen, ein trauriges Schauspiel aber bleibt es doch, daß einflußreiche Parteien unseres Volkes ihre eigenen Anschauungen auf ihrer eigenen Bühne von den Parasiten der kapitalistischen Fäulnis in so häßlicher Weise besudeln lassen. Was aber ist dagegen zu tun? Wenn eine Regierung sich selber in so unnatürlicher Weise erniedrigt, darf sie sich schließlich nicht darüber wundern, daß man sie im Volk für das willenlose Werkzeug der galizischen Klique hält, und diesen politischen Effekt zu beweinen, haben gerade wir keinen Grund.

Die Kinoschande

Der Verbrecherfilm

Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.
Goethe („Die Braut von Korinth").

Im Juni 1918 kam aus Danzig die erschütternde Kunde, daß gegen fünf Primaner aus guten Familien ein Prozeß notwendig geworden war. Die unglücklichen jungen Leute, die im Alter von 16 bis 19 Jahren standen, hatten physikalische Apparate entwendet, um wissenschaftliche Experimente vornehmen zu können. Das Zimmer, in dem sie ihr Wesen trieben, war mit gestohlenen Möbeln und Teppichen ausgestattet. Außerdem hatten sie elektrisches Licht angelegt und den Zugang durch elektrische Schließkontakte gesperrt. Wenn sie ihre heimlichen Feste feierten, wurden gestohlene Lebensmittel, Torten und Wein verzehrt. Das entwendete Gut belief sich im Laufe der Zeit auf 50 000 Mark. Einundzwanzig Nachschlüssel und viele andere Verbrecherwerkzeuge wurden bei ihnen gefunden. Das Urteil lautete auf Gefängnisstrafen von sechs Monaten bis zu drei Jahren. Die Strafe von drei Jahren traf den schon über 18 Jahre alten Sohn eines verstorbenen Gymnasialprofessors. Er war ge-

ständig, 29 schwere Diebstähle und etliche kleinere Vergehen begangen zu haben.

Im gleichen Moment, in dem dieser entsetzliche Bericht den nachdenklichen Vätern das Blut in den Adern erstarren ließ, erschien in der „Illustrierten Filmwoche" aus der Feder eines Herrn Richard Hutter ein Artikel über den sogenannten Detektivfilm, den wir uns in den folgenden Zeilen etwas näher ansehen wollen.

In den ersten Sätzen wird eingeräumt, daß fast die Hälfte aller Schlager, die das Kino beherrschen, Detektivfilms sind. Die wimmelnden Massen, die täglich in diesen Theatern zu finden sind, werden also überwiegend von Erzeugnissen beeinflußt, die ihre Motive aus der Sphäre des Verbrechens holen. Sie sehen den Gentleman-Einbrecher in einem atemraubenden Kampf mit der Polizei. Sie sehen, wie er sich in der großen Welt mit bestechender Sicherheit bewegt und das Leben in vollen Zügen genießt. Sie sehen sein Schicksal von einer heißen Romantik umflimmert, neben der ein gewöhnliches bürgerliches Dasein langweilig wirkt. Es wird ihnen ein Held dargestellt, der in Gefahr und Genuß die steilen Gebirgspfade wandert, während unten im Tal die Philister auf breiten stumpfsinnigen Chausseen einhertrotten.

Brauchen wir uns dann darüber zu wundern, daß gerade die begabten und unternehmenden Naturen gelegentlich den Versuch machen, von der geschilderten Einbrecherherrlichkeit auch für sich selber ein Stück zu erobern? Im besonderen die Jugend ahmt ja die Helden nach, die man ihrer empfänglichen Seele aufdrängt.

Wer noch nicht wissen sollte, daß in der Spielplanbildung des Kinos einzig und allein das skrupellose Geldinteresse maßgebend ist, kann es aus dem Artikel des Herrn Hutter erfahren. Die Häufigkeit des Detektivfilms, schreibt er, ist letzten Endes sicher vom Publikum gewollt, denn in dem ganzen Ring von Faktoren, die für den Film mitbestimmend wirken, gibt das Publikum stets den Ausschlag. Der Autor schreibt schließlich doch, was der Fabrikant will; der Fabrikant richtet sich nach den Wünschen des Verlags; dieser sucht „Sujets", die ihm der Theaterbesitzer als wünschenswert hingestellt hat, und dieser endlich geht den Lieblingsneigungen des Publikums nach, das durch den mehr oder minder großen Andrang zu den Kassen ganz deutlich zeigt, was es sehen will.

Man könnte einen Augenblick auf den Gedanken kommen, daß sich die hier geschilderte skrupellose Geldwirtschaft vielleicht von der Kritik ein wenig eindämmen ließe. Herr Hutter aber, den man als Sachverständigen gelten lassen muß, lehnt diese Möglichkeit mit einer leichten Handbewegung ab. Schauspieler, Regisseur und Kritiker haben nach seiner Ansicht auf das Genre, das gespielt werden soll, gar keinen Einfluß. Der Schauspieler sucht die gute Rolle, der Regisseur die Entfaltungsmöglichkeiten seines Geschicks, und der Kritiker befaßt sich lieber mit dem Wie als mit dem Was. Alle drei unterwerfen sich einfach dem Willen des Direktors, nnd der Direktor wiederum sucht ohne moralische Hemmungen die stärksten Gewinnmöglichkeiten herauszuschnüffeln. Wer also gehofft hatte, daß

man gegen die schwere Gefahr vielleicht das Kino selber aufbieten könnte, sieht sich getäuscht. Nach der maßgeblichen Ansicht des Herrn Hutter gehen hier die Interessen nicht über den Gelderwerb hinaus. Wenn nur die Dukaten im Kasten klimpern, mag die Jugend immerhin auf den Weg der Danziger Primaner gelockt werden.

Herr Hutter beantwortet dann ganz richtig die Frage, warum der Detektivfilm wohl im unmündigen Publikum so viele Anhänger habe. Es ist die Freude am Romantischen, Spannenden, Außergewöhnlichen, Abenteuerlichen, die hier wie bei jedem anderen Hintertreppenroman die treibende Kraft bildet. Wäre die Sache damit abgetan, brauchte man also vor einem derartigen Film nicht mehr Furcht zu haben als vor dem künstlerischen Schund überhaupt. Leider kommt aber ein Faktor hinzu, der die relative Harmlosigkeit aufhebt und die ganze Angelegenheit vergiftet. In einer nachdenklichen Anwandlung legt Herr Hutter den Finger an die Nase und bemerkt philosophisch: „Freilich liegt der Beliebtheit des Detektivfilms beim Publikum noch ein Moment zugrunde, das vielleicht bedauerlich, aber jedenfalls vorhanden ist — das Interesse am Verbrecherischen überhaupt." Ach ja, das ist's. Weil hier in der Tat der entscheidende Punkt liegt, sprechen wir in unserer Überschrift vom Verbrecherfilm. In diesem Umstand liegt die schwere sittliche Gefahr, gegen die wir uns wappnen müssen, wenn wir nicht von ihr verschlungen werden wollen.

Das Interesse am Verbrecherischen wird ausgebeutet, um die jugendliche Phantasie mit allen Mitteln

der Verführung auf Abwege zu drängen und aus Primanern wohlausgerüstete Verbrecher zu machen. Hier liegt die tiefe Ruchlosigkeit eines Genres, das Jahr für Jahr und Tag für Tag an der Seele und am Glück unseres Volkes frißt. Herr Hutter freilich räumt das Interesse am Verbrecherischen nur ein, um unsere sorgenvollen Erwägungen mit einer eleganten Handbewegung und einigen oberflächlichen Redensarten abzutun.

Eine sittliche Gefahr, so meint er, besteht für das Publikum sicherlich nicht, denn infolge eines — man möchte fast sagen — stillschweigenden Übereinkommens mit der Zensur wird ja der Verbrecher am Schluß des Stückes doch prinzipiell vom Detektiv überführt, erwischt und der verdienten Strafe zugeführt.

Nicht wahr? Und damit wäre dann alles wieder in Ordnung? Man braucht die Zeilen des Herrn Hutter aber nur aufmerksam zu lesen, um sofort zu spüren, daß er selber dieses „prinzipielle“ Erwischtwerden nach einer „stillschweigenden Übereinkunft mit der Zensur“ als etwas rein Konventionelles empfindet und mit einem Anflug von Ironie behandelt. Auch im Publikum weiß man, daß ein sozusagen moralischer Ausgang nun einmal vorhanden sein muß und legt ihm gar kein Gewicht bei. An dem frevelhaften Tatbestand, daß man den breiten Massen den Verbrecher als einen Helden in verführerischer Beleuchtung zeigt, während er in der Tat ein degeneriertes armseliges Subjekt ist, wird nichts geändert. Umgekehrt: der Kampf mit dem Detektiv und das gelegentliche Erwischtwerden

erscheinen im Besonderen der jugendlichen Tatenlust als eine der Gefahren, die das Leben des Verbrechers so „aufregend schön“ machen.

Wir wissen, daß es Kinobühnen gibt, die in ihren Räumen den Detektivfilm abgeschafft haben, und möchten weder das, noch irgend etwas anderes gering schätzen, das aus diesen Kreisen heraus unternommen werden sollte. Der lächelnde Zynismus aber, mit dem Herr Hutter als Kinofachmann in einem Kinofachblatt die schwere sittliche Gefahr glaubt behandeln zu dürfen, läßt doch erkennen, daß Staat oder Gemeinde die Sache in die Hand nehmen müssen. Am Ende ist die Hoffnung nicht allzu verwegen, daß die gegenwärtige Umwälzung in ihrem weiteren Verlauf auch da, wo es nötig ist, die Kinos ausräuchern wird. Oder wie lange sollen wir noch warten? Wie oft sollen wir noch lesen, daß jugendliche Verbrecher vor oder nach der Tat im Kino Anregung suchten? Wie viele Väter sollen noch weinen, damit skrupellose Kinopächter über sündhafte Einnahmen lachen können? Ach, und wie oft noch sollen wir durch so traurige Berichte wie den aus Danzig erschreckt werden?

Der Unzuchtfilm

Um unseren Lesern einmal sinnfällig zu zeigen, was in den dunkelsten Tagen unserer Geschichte dem Publikum geboten werden kann, wollen wir im folgenden den Inhalt eines Films erzählen, der vor kurzem in Berlin als Sensationsnummer herauskam und inzwischen wohl seinen Weg durch Deutschland angetreten hat. Wir bitten dabei höflichst, an der wüsten Zusammenstoppelung grausiger Dinge nicht erlahmen zu wollen. Wenn man sich nur erst durch den Hintertreppenroman hindurchgearbeitet hat, ergibt sich ein kulturelles Symptom, das durch mancherlei verschwiegene Reize auch den anspruchsvollen Beschauer zu fesseln vermag. Fangen wir also an!

Der russische Polizeimeister Karpuschkin und sein Freund Dr. Smudra gehören zu den größten Lebemännern der Stadt. Im Varieté „Elysium" sind sie Stammgäste.

Zu den Gästen des Varietés gehört auch der Leutnant Barsolew, der im Hauptberuf Liebhaber der Gräfin Majewski ist. Die Gräfin ist eifersüchtig und schickt ihm ihre Zofe ins Varieté nach. Die Zofe aber wird in dem gastlichen Lokal von dem obengenannten

Polizeimeister in die Loge geschleppt und dort halb verführt, halb vergewaltigt.

Als sich bei ihr Folgen zu zeigen beginnen, wird sie zu dem Dr. Smudra gebracht, der ihr einen Trank zurechtbraut, durch den er ein Verbrechen gegen das keimende Leben beabsichtigt, in Wirklichkeit aber den Tod herbeiführt. Was nun? Was soll mit dem toten Mädchen geschehen? Wie rettet man sich aus dieser Klemme? Ganz einfach: Dr. Smudra zerstückelt die Leiche und setzt dann in Verbindung mit dem Polizeimeister das Gerücht eines Ritualmords in Umlauf.

Der Sohn des Polizeimeisters wird als Staatsanwalt in die Stadt seines Vaters versetzt und übernimmt die Untersuchung des Falls. Mit Hilfe einer idealen jüdischen Ärztin, die er liebt und als seine heimliche Braut betrachtet, stellt er Verbrechen gegen das keimende Leben fest.

Das paßt natürlich seinem biederen Erzeuger nicht. Durch geschickte Ausnutzung der Presse hetzt er die Bevölkerung gegen die jüdische Ärztin auf und nimmt sie dann in Schutzhaft.

Im Gefängnis soll sie durch einen Tee betäubt werden. Der Sohn und Staatsanwalt besucht sie und trinkt von dem gleichen Tee. Beide schlafen ein. Eine Kupplerin betritt den Raum. Wie sie den schlafenden Sohn sieht, wirft sie ihn von der Chaiselongue herunter und bedeckt ihn mit einer Decke. Dann holt sie den Polizeimeister. Und der vergewaltigt die schlafende Jüdin, die die heimliche Braut seines Sohnes ist.

Wie das Verbrechen begangen ist, erwacht der Sohn aus seiner Betäubung, sieht, was sein vortrefflicher

Papa angerichtet hat und drückt ihm eine Pistole in die Hand.

„Spaß," denkt der Zuschauer, „der wird sich schwer hüten!", und so kommt es natürlich auch. Der Polizeimeister erschießt sich keineswegs, sondern geht ins Varieté „Elysium" und setzt überhaupt sein altes Leben fort.

Unterdessen wird alles getan, um die Bevölkerung zu einem Pogrom aufzuhetzen. Besinnen Sie sich noch auf die Gräfin Majewski? Die dem Leutnant Barsolew ihre Zofe in das Varieté nachschickte? Also die Gräfin hat neben ihrem Liebhaber auch einen Mann. Dieser beneidenswerte Erdenbürger ist dem Juden Moll eine größere Summe schuldig. Mein Gott, wenn man eine lustige Frau mit Liebhabern hat, braucht man eben viel Geld. Das ist nun mal nicht anders.

Der Jude kündigt aber die Schuld, und das paßt natürlich dem Grafen nicht. Was macht man da? Er läßt die Eltern der ermordeten Zofe kommen, steckt ihnen eine Summe Geldes in die Hand und fordert sie unter deutlichem Hinweis auf die Juden mit listigem Augenzwinkern auf, sich ein „Silvestervergnügen" zu machen. Das erste Motiv zum Pogrom war, wie erinnerlich, das Streben des Dr. Smudra, sein eigenes Verbrechen zu maskieren. Hier kommt ein zweites hinzu, das an sittlichem Wert ungefähr auf der gleichen Stufe steht.

Den Leutnant Barsolew haben Sie hoffentlich nicht vergessen? Doch? Wie kann man nur so kurz von Gedanken sein! Wir sprachen ja in diesem Augen-

blick von ihm. Das war doch der Liebhaber der Majewski, dem zu Anfang die Zofe in das Varieté nachgeschickt wurde. Na, sehen Sie wohl! So entscheidende Dinge dürfen Ihnen wirklich nicht entfallen. Die ideale jüdische Ärztin, die es dem Staatsanwalt und Sohn des Polizeimeisters angetan hatte, ist Ihnen aber im Gedächtnis geblieben? Also gut, dann geben Sie acht, denn jetzt werden die Fäden geistreich ineinandergeschlungen.

Der Leutnant Barsolew hat einen Schmuck der Gräfin beim Vater der jüdischen Ärztin versetzt. Als die Gräfin ihn zurückverlangt, bringt er ihn durch Diebstahl an sich. Das will sich aber natürlich der Jude nicht gefallen lassen, rückt ihm auf die Bude und begehrt stürmisch sein Pfand.

Jetzt glauben Sie am Ende, daß der wackere Barsolew in Verlegenheit geraten wird? Haben Sie eine Ahnung von Rußland und den Russen! Der Mann holt einfach seinen Burschen herbei, von dem zu melden ist, daß er die Gunst der ermordeten Zofe genoß, und sagt zu ihm: „Das ist einer der Juden, die deine geliebte Braut ermordet haben.“ Der Diener nimmt die Worte in seine treue Seele auf, erwürgt den Juden, und die peinliche Angelegenheit mit dem Pfand ist in der angenehmsten Weise aus der Welt geschafft. Nebenher wird das Publikum unauffällig darüber unterrichtet, wie Pogrome eigentlich zustandekommen.

Aber jetzt platzt die Bombe! Während beim Grafen Majewski Silvesterfeier abgehalten wird, bricht in der Stadt der Pogrom aus. Sie verstehen doch den pikanten Gegensatz? Na, also! Der Polizeimeister hat

seinen Mannschaften so viel Schnaps einfüllen lassen, daß sie viehisch betrunken sind. Von denen droht also keine Störung. Allen voran rasen die Eltern der ermordeten Zofe, die vom Grafen mit Geld angestiftet wurden. Man sieht, wie die Juden mißhandelt und mit Mistgabeln totgestochen werden. Etwa 50 flüchten in die Synagoge. Man legt aber Feuer an das Gebäude und sie kommen vor den Augen des Publikums in Rauch und Flammen um. Nun aber erst der Graf Majewski! Das ist ein Halunke! Sowie er hört, daß der Pogrom frisch im Zuge ist, läuft er zu seinem Gläubiger, dem Juden Moll, und erschießt ihn auf Rechnung der allgemeinen Metzelei. Nachdem er das getan hat, nimmt er seelenruhig seinen Wechsel an sich, stiehlt das vorhandene Bargeld und entfernt sich. Derartige Dinge erledigt man in der russischen Aristokratie im Handumdrehen.

Nun kriegt aber endlich das allzu freche Laster eins auf den Kopf! Die Tochter des Polizeimeisters ist als lichter Engel gezeichnet und in dieser Eigenschaft hat sie ihr Herz selbstverständlich an den Bruder Staatsanwalt und seine ideale jüdische Braut gehängt. Wie sie von der heraufziehenden Gefahr hört, eilt sie in das Haus der jüdischen Ärztin, um sie zu retten. Unterwegs wird sie aber selber von verschiedenen Leuten verfolgt, gerät auf die Polizeiwache und wird dort von den besoffenen Soldaten ihres Vaters erst vergewaltigt, dann ermordet.

Der Bruder Staatsanwalt findet sie, nimmt sie auf den Arm, trägt sie auf die Silvesterfeier des Grafen

Majewski, legt sie dem als Gast dort anwesenden Vater vor die Füße und sagt: „Das ist dein Werk, und du Ungeheuer lebst noch?"

Damit hat es aber auch geschnappt! Die Sache mit der geschändeten und ermordeten Tochter ist selbst diesem russischen Polizeimeister ein allzu starker Tabak. Er geht stillschweigend in eine Ecke und schießt sich mausetot.

Wollen wir nun zunächst einen Überschlag machen? An erotischen Freuden und Aufregungen finden wir: die Atmosphäre des Varietés Elysium; das Verhältnis der Gräfin Majewski zu Barsolew; das Verhältnis ihres Burschen zu der Zofe; die Vergewaltigung der Zofe durch den Polizeimeister; die Vergewaltigung der jüdischen Ärztin durch den gleichen Mann und endlich die Vergewaltigung seiner Tochter durch betrunkene Soldaten.

Schwärmerische Backfische, die in der Liebe reine Himmelsluft spüren möchten, können sich an dem sinnigen Verhältnis des Staatsanwalts zu seiner idealen Jüdin erbauen, und so darf man am Ende behaupten, daß für jeden Geschmack gesorgt ist, wenn auch die brutale, handfeste, schamlose Unzucht selbstverständlich am reichsten bedacht werden mußte.

Ein so verdienstvoller Film würde aber unvollständig sein, wenn er dem Publikum nicht auch eine reiche Auswahl an Verbrechen vorführte. Wir notieren: an der vom Polizeimeister vergewaltigten Zofe wird ein Verbrechen gegen das keimende Leben unternommen, das mit dem Tod endet. Die Leiche wird zerstückelt und ein Ritualmord vorgetäuscht. Die edle

jüdische Ärztin wird zu verbrecherischen Zwecken in Schutzhaft genommen. Graf Majewski stiftet die Eltern der Zofe durch Geld zum Pogrom an. Leutnant Barsolew stiftet unter falschen Angaben seinen Burschen zum Mord an. Der Bursche erwürgt den Vater der jüdischen Ärztin. Der Graf Majewski erschießt den Juden Moll und beraubt ihn dann. Die Juden werden in den Straßen mißhandelt und totgeschlagen. Fünfzig von ihnen werden in der Synagoge verbrannt. Die Tochter des Polizeimeisters wird ermordet. Der Polizeimeister endlich erschießt sich selber.

Nun darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß durch all diese Greuel auch ein heller Faden gezogen ist. Von den russischen Christen, die die Erde mit ihrem Gestank erfüllen, heben sich die idealen oder ehrenwerten Gestalten der auftretenden Juden in sympathischer Weise ab. Wir verkennen auch durchaus nicht, daß der Film trotz Blut und Wollust schließlich doch den pädagogischen Zweck verfolgt, die russischen Pogrome dem europäischen Abscheu preiszugeben. So verdienstvoll das aber sein mag, so anfechtbar will uns eine Beweisführung vorkommen, die die Judenverfolgungen einfach aus den Verbrechen der Christen ableitet, und so vermögen wir zu unserem Bedauern diese mehr ideale Tendenz des Unternehmens nicht ernst zu nehmen oder doch nur insofern, als sie mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten läßt, aus welchen Kreisen auch diese Form der Vergiftung hervorgegangen ist.

Trikotbeine

Während ich in meiner Stammkneipe eine Tasse Kaffee-Ersatz schlürfe, legt der Kellner einen Arm voll Zeitschriften auf den Stuhl neben mir und überläßt mich meinem Schicksal. Die „Illustrierte Filmwoche“ liegt zu oberst.

Einen Augenblick bin ich unschlüssig. Soll ich mein Glück nicht lieber in den unteren Schichten des Haufens versuchen? Aber dann nehme ich das Blatt zur Hand.

Und das muß ich sagen: als ich es geöffnet hatte, schlug mir sofort die Kultur des Kinos entgegen. Was in dieser Sphäre an feinsinniger ästhetischer Bildung geschaffen worden ist, kam gleich auf der ersten Seite zum Ausdruck. Nehmen Sie nur einmal den Titel des Beitrags, der das Heft eröffnete: „Die schönsten Beine unserer Flimmersterne.“ Na? Sie werden ja wohl nicht zu bestreiten wagen, daß „Flimmersterne“ eine sehr ansprechende Bezeichnung für die Kinoschauspielerinnen ist? Sie werden hoffentlich genau so gut wie ich empfinden, daß die galante Verehrung des Filmjournalisten hier einen neckischen symbolischen Ausdruck gefunden hat. Und nun erst das andere! „Die schönsten Beine“. Was sagen Sie? Das i s t doch was!

Man kann sich Menschen denken, auf die die Kunst einer Schauspielerin gar keinen Eindruck macht. Auch ihr Gesicht braucht in unserer verwöhnten Zeit nicht immer Interesse zu finden. Aber die Beine! Sehen Sie, das hat dieser hoffnungsvolle Schriftsteller genial erfaßt. So barbarisch wird so leicht niemand sein, daß er nicht ein wenig ins Fiebern geriete, wenn ihm die Beine einer hübschen Schauspielerin gezeigt werden sollen. Und mit einer gibt sich das entgegenkommende Blatt ja nicht einmal zufrieden. Allein in der vorliegenden Nummer müssen neun „Sterne" antanzen, um dem Publikum ihre Beine vom Knie an zu zeigen.

Ein bißchen reichlich? Nun ja, aber doch immer nur ein Anfang. Man hat die Damen in „Serien" eingeteilt. In den folgenden Nummern werden immer neue „Serien" auftreten und um den Lesern den Mund recht wässerig zu machen, wird vorher angekündigt, wen man in der nächsten Nummer erwarten darf. Aufgepaßt, meine Herrschaften! Die pikante XY wird dabei sein! Lassen Sie die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen! Lumpige vierzig Pfennige kostet das Heft. Für so wenig Geld hat die Beine der pikanten XY noch kein Mensch zu sehen bekommen.

Wie gesagt: der Artikel ist genial erdacht und angelegt. Nur mit der Ausführung hat es ein bißchen gehapert. Der Verfasser sagte sich: „Man muß immer mehr Beine zeigen. Die Leser müssen durch die Fülle des Gebotenen geradezu in einen Taumel versetzt werden und dürfen die nächste Nummer kaum erwarten können." Natürlich hatte er damit von seinem

Standpunkt aus recht, nur daß der Raum des Blattes den Segen nicht ganz zu fassen vermochte. Wo geriet man hin, wenn man beispielsweise den vorliegenden Artikel mit neun Abbildungen ausstatten wollte? Soviel Platz hatte man ja schlechterdings nicht zur Verfügung.

Ein Verzicht also? Ausgeschlossen. Warten Sie nur einen Augenblick. Sie werden gleich die Kühnheit der Lösung bewundern.

Der Verfasser legte den Finger an die Nase und folgerte so: „Was spiegelt sich im Gesicht? Die sogenannte Seele. Hat schon jemand erlebt, daß ich mich für die Seele interessiert habe? Na also! Worauf kommt es mir einzig und allein an? Auf die Beine. Wohlan, so zeigen wir die Beine und lassen wir alles andere weg." Und richtig: der unternehmende Mann hackte von jeder Schauspielerin die Trikotbeine ab und stellte sie dem Leser zur Bewunderung hin. Nur was den erotischen Reiz auslösen sollte, wurde abgebildet. Alles andere blieb als nebensächlich weg.

Wir verkennen durchaus nicht den genialen Sinn für das Wesentliche, der sich in dieser Handlungsweise ausspricht. Wir bewundern die herzhafte Entschlossenheit, die den ganzen „Flimmerstern" in den Papierkorb wirft und sich einzig und allein an die Beine hält. Bei aller Bewunderung aber darf leider nicht verschwiegen werden, daß die Sache doch ihren Haken hat. Auch der ästhetische Laie sieht am Ende ein, daß Trikotbeine, die vom Körper abgeschnitten werden, notwendig einen toten und leichenähnlichen Eindruck machen müssen.

Aus einem Gesicht strahlt soviel von der menschlichen Persönlichkeit, daß die Phantasie den fehlenden Körper mühelos ergänzen kann. Trikotbeine aber (zumal wenn sie nicht von einem Künstler gezeichnet, sondern vom photographischen Apparat mechanisch aufgenommen sind) enthalten von der Persönlichkeit außerordentlich wenig und lassen keine Ergänzung zu. Es entsteht bei der Betrachtung kein menschliches Bild und kein Leben. Man sieht immer nur zwei abgehackte tote Trikotbeine.

Das kann der Zeitschrift ästhetisch nun zwar gleichgültig sein, da sie auf ästhetische Wirkungen nicht ausgeht. Das Peinliche ist nur, daß sich unter diesen Umständen auch der erotische Reiz nicht entwickeln kann. Alle verführende Kraft muß aus dem Leben hervorsprühen. Wo kein Bild des Lebens entsteht, fallen die erotischen Möglichkeiten von selber fort. Abgehackte Trikotbeine, die, vom Körper losgetrennt, zur Bewunderung ausgeboten werden, verführen auch dann nicht, wenn sie von der pikanten XY stammen.

Wie man sieht, kann es selbst in dieser Sphäre geschehen, daß die verdienstvollsten Absichten an einer Unzulänglichkeit der ästhetischen Bildung scheitern, nur daß in unserem Fall auch der mißlungene Artikel in seiner Art zu einem fesselnden Kulturdokument geworden ist.

Sozialdemokratie und Filmzensur

Der „Film-Kurier“ schreibt:

Der Verfassungsausschuß der Deutschen Nationalversammlung hat im Artikel 32 der Verfassung eine Bestimmung festgesetzt, wodurch die Filmzensur in gewissem Umfange wieder eingeführt und sogar verfassungsmäßig „verankert“ werden soll. Es ist begreiflich, daß sich gegen diesen höchst bedauerlichen Rückschritt in allen Kreisen der Bevölkerung und natürlich besonders innerhalb der schwer bedrohten Industrie lebhafte Bewegung kundgibt.

Alle diese Bemühungen der Interessenten sind aber wohl vergeblich geblieben, denn der erwähnte Artikel 32 ist auch in der zweiten Lesung unverändert aufrechterhalten worden. So richtet sich denn die letzte Hoffnung auf das Plenum der Nationalversammlung, das sich wohl schon in allernächster Zeit mit der endgültigen Verabschiedung der Verfassung und damit also auch mit der Frage der Filmzensur beschäftigen wird. Es wird nötig sein, die Öffentlichkeit, die nach Abschluß der Friedensverhandlungen nunmehr wohl auch für minderwichtige Fragen Interesse gewinnen dürfte, mit allem Nachdruck

darauf hinzuweisen, daß es völlig verfehlt ist, wegen einzelner nicht zu leugnender Mißgriffe sich in der fortgeschrittensten und freiheitlichsten Republik der Welt zu einer so reaktionären Maßregel, wie es jede Zensur ist, zu entschließen. Insbesondere wird man die Sozialdemokratie darauf hinweisen müssen, daß sie jeden Anspruch auf die Bezeichnung einer fortschrittlichen, freiheitlichen und demokratischen Partei verlieren müßte, wenn sie für die Filmzensur eintritt.

Man mag von der Sozialdemokratie halten, was man will: daß sie Nutzen habe von der Pornographie, die durch die Zensur bekämpft werden will, wird ihr auch der erbittertste Gegner nicht nachsagen können. Sowohl im Spielplan der beiden „Volksbühnen“, wie im Unterhaltungsteil ihrer Zeitungen hat sie sich vielmehr von je um eine achtbare künstlerische Höhe bemüht, und so darf man am Ende hoffen, daß sie sich in der Ablehnung der Filmschmutzereien auch durch lächerliche Freiheitsphrasen nicht beirren lassen wird. Wie ungeheuer notwendig es ist, daß endlich mit fester Hand durchgegriffen wird, mögen zwei Zeitungsausschnitte beweisen, die wir unsern Lesern ohne lange Erläuterungen unterbreiten wollen.

In der Kinoecke einer Berliner Zeitung fanden wir kürzlich die folgende Notiz:

Der erotische Film. Gegen die maßlosen Ausschreitungen der erotischen Aufklärungsfilme wenden sich jetzt nicht nur die Tageszeitungen, sondern im wachsenden Maße die Fachpresse der Kinobranche.

Selbst die Fabrikanten verlangen schon nach irgendeinem Ersatz für die Zensur, die ja manchmal etwas Lästiges an sich hatte, aber doch im ganzen nur wohltätig gearbeitet hat. Heute steht es so, daß der deutsche Film einfach exportunfähig geworden ist, weil kein Theater des neutralen oder feindlichen Auslandes es wagen wird, solche übertrieben erotischen Stücke seinem Publikum vorzuführen.

Wenn man so etwas liest, möchte man vor Scham am liebsten in den Erdboden sinken. Während die Finsternis des drohenden Untergangs sich auf unser Land herabsenkt, werden unsere Filme so widerwärtig unzüchtig, daß sie selbst in dem sonst genügend abgehärteten Ausland nicht verkauft werden können! Da die Presse versagt, weil sie zu einem ungeheuer großen Teil in undeutschen Händen ist, können die aufbegehrenden Fabrikanten und wir nur durch einen staatlichen Eingriff von dieser Schmach befreit werden. Die Haltung der Fabrikanten beweist übrigens, daß sich die Industrie nicht, wie der „Film-Kurier" schreibt, durch die Zensur, sondern umgekehrt durch das schreckliche Umsichgreifen des Schmutzes bedroht fühlt. Die anständigen Fabrikanten und Kinobesitzer handeln in der Tat auch nur zum eigenen Besten, wenn sie sich der Reformbewegung anschließen. Wie die Dinge sich gegenwärtig entwickeln, treiben die Kinoverhältnisse mit Notwendigkeit einer Katastrophe entgegen, die durch das Sündengeld nicht aufgewogen wird, das der eine oder andere an einem Unzuchtfilm verdient haben mag.

Aber vielleicht braucht man die Dinge gar nicht so tragisch zu nehmen? Vielleicht gleiten all die häßlichen Darbietungen an den Zuschauern wirkungslos ab? Vielleicht dringt der übertriebene Hang nach geschlechtlichen Reizen in unser Volksleben gar nicht ein? Wer sich darüber zu unterrichten wünscht, lese die folgende Anzeige, die ebenfalls vor kurzem eine Berliner Zeitung schmückte.

Sonntag, im Wilhelmshof, Anhaltstr. 12,

Bade- und Frühlingsfest.

Eintritt nur in Bade- oder Strand- resp. Sommerkostüm. Große Tombola. Preistanz. Prämiierung der Badekönigin (schönste Figur). Vorträge von ersten Künstlern. Anfang 7 Uhr.

Was wird der Geschichtschreiber der Zukunft wohl sagen, wenn er sich mit der Tatsache abzufinden hat, daß die Deutschen in den Tagen des Versailler Friedens auf öffentlichen Bällen im Badekostüm tanzten? Sofern er nicht wissen sollte, daß ihr gesamtes Leben gerade damals von einer verderbenschwangeren fremden Macht durchsetzt und vergiftet wurde, muß er notwendig annehmen, daß sie nicht nur an ihrer Moral, sondern auch an ihrem Verstand Schaden genommen hatten.

Gegen den „Aufklärungsfilm"

Wir erwähnten kürzlich einen Artikel des „Berliner Tageblatts", der gegen die dringend notwendige Rückkehr der Filmzensur Stimmung machte und in absichtlich dunklen Wendungen eine Beunruhigung der Kinoindustrie vorzutäuschen suchte. Wie diese „Beunruhigung" in Wirklichkeit aussieht, ergibt sich aus einer sehr erfreulichen Mitteilung, die wir in der „Filmtribüne" vom 20. Juni gefunden haben und die also lautet:

> Der Verein bayerischer Kinematographen-Interessenten e. V., Sitz München, sieht sich veranlaßt, zu den Auswüchsen der sogenannten Aufklärungsfilms entschieden Stellung zu nehmen. Die Lichtbildtheaterbesitzer sehen in den meist eindeutigen schlüpfrigen Titeln gewisser Filmankündigungen der Fachpresse eine ernste Gefahr für die aufstrebende Filmkunst. Infolge der Aufhebung der Zensur in Preußen haben sich gewisse Berliner Filmfabrikanten mit allem Nachdruck auf das sexuelle Gebiet geworfen — die Münchener Filmfabrikation hat sich bis jetzt dankenswerterweise ferngehalten — und damit ernstliche Beunruhigung in den Kreisen der soliden Fabrikation, des Verleihs und der Theater-

besitzer geschaffen. Die Lichtbildtheaterbesitzer Münchens lehnen derartige Auswüchse mit aller Entschiedenheit ab und verwahren sich gegen eine derartige Mißkreditierung des Filmwesens in den Kreisen breitester Öffentlichkeit und lehnen es ab, dem Publikum gegenüber die Verantwortung zu tragen.

Die Münchener Fabrikanten haben ganz recht, wenn sie „gewisse Berliner“ für das skandalöse Treiben verantwortlich machen. Es sind in der Tat dieselben „gewissen Berliner“, die in der Maske Freiheitsliebe für jede Unsauberkeit eintreten und die deutsche Öffentlichkeit auf allen Gebieten zu verschmutzen suchen.

Mammonismus und Kommunismus

Millionäre und Kommunisten

Der deutsche Bolschewismus, wie er von den Unabhängigen, Kommunisten und Spartakisten betrieben wird, verrät in jedem Zug, daß er aus dem dunklen zaristischen Rußland eingeführt ist. Er bemüht sich nicht, wie idealistische Revolutionäre zu tun pflegen, seine politischen Handlungen möglichst rein zu halten, sondern verbündet sich bewußt und planmäßig mit den gemeinen Verbrechern. Wenn er irgendwo einen Putsch unternimmt, werden zunächst immer die Gefängnisse gestürmt und die dort untergebrachten Gauner und Spitzbuben befreit. Selbst Mörder genießen in solchen Augenblicken seine Gönnerschaft und werden wie losgekettete Bluthunde auf die Straße geschickt. Er geht nicht darauf aus, alte überlebte Rechte zu brechen, um neue bessere zu schaffen, sondern erstrebt wie ein wahnsinnig gewordener Sklave die Zerstörung an sich. Er sucht die Gemeinschaft mit Verbrechern, weil er selber viel mehr aus verbrecherischen als aus politischen Motiven entsprungen ist. Er hat eine niedrige Stirn und unreine Augen und zittert mit der Brunst des Pöbels den Verwüstungen entgegen, die seine Rache an der Gesellschaft befriedigen sollen.

Es ist ziemlich gleichgültig, was und wie verwüstet

wird, wenn er nur Werte zugrunde gehen und Blut fließen sieht. Er wirft eine brennende Fackel in den Bau des geordneten Staates, und beim unsicheren Schein der ausbrechenden Feuersbrunst plündern und morden seine Anhänger dann im trauten Bund mit den gemeinen Verbrechern. Er stellt eine asiatische Form des Sozialismus dar, wie es eine asiatische Cholera gibt, und ist das legitime Kind der russischen Despotie. Die Despotie von oben zeugte den Terror von unten. Die rohe Herrschaft der Knute zeugte den niedrigen Sklaven, der sich in immer neuen Greueln das Gift des Hasses aus der Seele baden möchte. Der „Weltspiegel" des „Berliner Tageblatts" brachte am 22. Juni die Bilder der jüdischen Spartakisten Axelrod und Leviné-Nissen. Wer sich die typischen Verbrechergesichter ansah, wußte auch ohne umständliche Erläuterungen, was die Glocke geschlagen hatte.

Daß der Bolschewismus aus seiner russischen Heimat nach Deutschland verschleppt werden konnte, braucht in einer Zeit der allgemeinen Auflösung und Erschütterung nicht allzusehr wunderzunehmen. Seltsam aber, über die Maßen seltsam ist es, daß eine so wüste, gegen das Eigentum gerichtete Bewegung von gewissen Millionären unterstützt wird. Wenn man sich die nüchternen Tatsachen anschaulich vor Augen stellt, entstehen Szenen, die so phantastisch sind, daß man sich in einen Hintertreppenroman versetzt glaubt. In verschwiegenen vornehmen Klubräumen kommen Millionäre zusammen, um eine Revolution zu unterstützen, die keinen organisatorischen Gedanken, dafür aber um so mehr

Plünderungen aufzuweisen hat. Der irregeleitete Mob, der seine Wut gegen das Kapital durch die Gassen heult, wird aus den Kassen ungewöhnlich kapitalkräftiger Leute unterstützt. Verwöhnte Mammonsexistenzen räkeln sich in bequemen Sesseln und schüren von hier aus eine Bewegung, die mit mehr als einem Mord besudelt ist.

Wir fragen: was bringt diese reichen Leute mit einer revolutionären Bewegung zusammen, die so augenfällig alle Merkmale der sinnlosen Zerstörung zeigt? Die Pöbelnatur des Bolschewismus, die ihn nach Beschmutzungen förmlich lechzen läßt, äußert sich neben dem sozialen Irrsinn auch in dem fanatischen Haß, mit dem er die Würde Deutschlands unter die Füße zu treten sucht. Das gegenwärtige tiefe Unglück unseres Volks ist ihm so wenig heilig, daß er es vielmehr gerade jetzt mit sklavenhafter Frechheit glaubt beschimpfen und bespeien zu können. Was die Unabhängigen, Kommunisten und Spartakisten auch immer trennen mag: wenn es sich darum handelt, Hindenburg mit niederträchtiger Geringschätzung zu behandeln, Ludendorff einen Massenmörder zu nennen, die Ehre unserer Kriegführung zu besudeln und unserem Land die Schuld am Kriege aufzubürden, sind sie immer einig.

Was hoch ist, muß heruntergerissen, was glänzt, muß befleckt und was rein ist, muß in die Gosse geworfen werden. Ob man die „Weltbühne" des Herrn Jakobsohn, der den bolschewistischen Grundsatz, daß Eigentum Diebstahl und darum auch Diebstahl Eigentum sei, auf literarischem Gebiet bereits vor der Revolution betätigte, ob man die „Freiheit" oder sonst ein Preßerzeugnis

dieser Gattung in die Hand nimmt: immer belfert in den Spalten der gleiche unversöhnliche alttestamentarische Haß gegen das deutsche Nationalgefühl.

War es vielleicht dieser deutschfeindliche Zug, der die kommunistischen Millionäre bestrickte? Wollten sie die Zerstörung unseres völkischen Charakters, die ihre Presse im Frieden mit ästhetischen Mitteln betrieb, durch den entfesselten Pöbel in noch schärferer Weise fortsetzen? Oder spielten andere Motive hinein? Wollten sie am Ende mit Hilfe der Unabhängigen die Staatsgewalt an sich bringen, um auf diese Weise zu Einfluß und zu der Möglichkeit ungeheuerer Geschäfte zu gelangen? Und sagten sie sich vielleicht, daß im Fall eines Mißlingens die finanzielle Gönnerschaft immerhin eine Versicherungsprämie darstelle, durch die man bei gewalttätigem Vorgehen gegen das Eigentum für sich und die Seinen Schonung erwerbe?

Wir vermögen niemandem ins Herz zu blicken, am wenigsten aber Millionären, die zu spartakistischen Mordbanden zarte Beziehungen unterhalten, und wissen ihre geheimen Motive also nicht anzugeben. Da es sich aber nicht etwa um weltfremde Idealisten, sondern um gerissene Geschäftsleute handelt, braucht es nicht wunderzunehmen, daß man in bürgerlichen Kreisen hinter ihrem frevelhaften Spiel eine dunkle Absicht wittert. Der sonderbare Umstand, daß die in München ermordeten Geiseln, wie die „Tägliche Rundschau“ meldete, Mitglieder einer germanischen Gesellschaft waren und auf eine jüdische Anzeige hin festgenommen wurden, hat ohnehin nachdenklich gestimmt.

Revolutionsliteraten

(Die Tribüne)

Am 19. September des Jahres 1919 faßte der Hauptschriftleiter der „Tägl. Rundschau“ seine Ansicht über den Münchner Geiselmordprozeß in folgende Zeilen zusammen: „Die Mitglieder der Gesellschaft Thule sind völlig unschuldig, als Vertreter des deutschen Bürgertums und wahrscheinlich als Antisemiten vom Hasse der Levien besonders verfolgt, hingemordet worden — hingemordet vom Münchner Gesindel und seinen Begünstigern, der Presse der Unabhängigen und Kommunisten und den Revolutionsliteraten, die „Ethik“ predigen und Hand in Hand mit Mordbuben Greueltaten vorbereiten, inspirieren, anstiften, dann verteidigen und verherrlichen. Ihr Platz wäre, wenn es nach Gerechtigkeit ginge, neben dem Mörder Seidl an der Gefängnismauer zu Stadelheim.“

In der gegenwärtigen Welt geht es nun aber offenbar nicht nach Gerechtigkeit, was pessimistische Leute auch aus anderen Symptomen meinen erkannt zu haben, und die Revolutionsliteraten haben so wenig ihren Platz an der unfreundlichen Gefängnismauer in Stadelheim gefunden, daß sie vielmehr in Berlin

für ihre segenbringenden Ideen ein eigenes Theater gründen und in luxuriösen Klubräumen zu anregenden Unterhaltungen zusammenkommen konnten. Bereits der Umstand, daß in ihrem sympathischen Musentempel die Plätze außerordentlich hohe Preise erklimmen, legt die Vermutung nahe, daß sie auf heimliche Gönner im reichen Publikum glauben zählen zu dürfen, da ihre unabhängigen und kommunistischen Proletarierfreunde für ihre prinzipienfeste Arbeitsscheu so viel Geld unmöglich zusammenbringen können, und selbst ein flüchtiger Blick in die Börsenpresse lehrt denn auch, daß man mit seiner Vermutung auf dem rechten Wege war.

Bald ist es Herr Landauer, bald Herr Mühsam, bald Herr Hasenclever, bald irgendein anderer, den wir in den Spalten dieser millionenschweren Zeitungen als einen rührend unschuldigen Menschen bewundern dürfen, der von den edelsten Motiven beseelt war, als er die Münchner Bluthunde loskoppeln half und der sich an der systematischen Besudelung unseres Volkes, die von seiner Parteipresse betrieben wird, nur beteiligt, weil vor seinem trunkenen Auge gar so hohe Bilder einer weltentrückten Sittlichkeit schweben.

Es versteht sich unter diesen Umständen wohl von selber, daß auch die illustrierten Blätter der Mosse und Ullstein nicht versäumen dürfen, die lichterfüllten Bilder dieser Kulturträger so oft wie möglich ihren staunenden Abonnenten zu zeigen. Ebenso braucht es bei so zart gestimmter Seelenharmonie am Ende nicht wunderzunehmen, daß die Mitarbeiter des „Berl.

Tageblatts", das nach außenhin ein bürgerliches Blatt zu sein vorgibt, unter wechselnden Pseudonymen an der unabhängigen „Weltbühne" des Herrn Jakobsohn mitarbeiten, obwohl der Haß gegen unser Volk sich hier nicht auf die landesüblichen vergifteten Waffen beschränkt, sondern die Worte seiner Schmähungen aus der Gosse holt.

Wir stehen also vor der seltsamen Erscheinung, daß eine proletarisch-kommunistische Revolution, die mit terroristischen Mitteln das Kapital ausrotten will, von der organisierten Macht gerade der Presse begönnert wird, die man in unserer Heimat als die goldgierigste bezeichnen muß. Es ist das um so seltsamer, als man gerade in diesen Kreisen seine Interessen mit einer Empfindlichkeit zu wahren versteht, die in der Geschichte ihresgleichen nicht findet. Ein antisemitischer Aufschrei, der sich in Rumänien oder anderswo der menschlichen Brust entringt, pflegt ein Wutgeheul auszulösen, das sich um die ganze Erdkugel fortpflanzt, und wenn ein Berliner Schriftsteller, ich will nicht sagen einen Satz, aber doch ein unfreundliches Adjektiv gegen die unheimlichen Manöver dieses Klüngels riskiert, ist er für all ihre Bühnen und all ihre Zeitungen bis an das Ende seiner Tage ein geächteter Mann.

Wer es mit der Wahrheit genau nimmt, muß gerade diesen kapitalistischen Gönnern der bolschewistischen Unterminierung das Kompliment machen, daß sie auch auf die leiseste Berührung ihrer Interessen in der lebhaftesten Weise zu antworten wissen. Sie sind

vom Scheitel bis zur Sohle überhaupt nur Interesse, nur Wille im Sinne Schopenhauers, nur Brunst und unersättliche Gier. Die Annahme, daß sie ihre Interessen nicht zu vertreten wüßten, scheidet unter diesen Umständen also ganz von selber aus, und da sie an der kommunistischen Ausrottung des Kapitals, will sagen: an der Ausrottung ihrer selbst, unmöglich interessiert sein können, muß man folgern, daß sie die proletarischen Massen zwar mit sozialistischen Trugbildern in die Maschinengewehre jagen, unter der Hand und in Wirklichkeit aber ganz andere Machtinstinkte zur Geltung bringen wollen. Sie betrügen das deutsche Bürgertum, dem sie äußerlich angehören, indem sie seine kulturellen Güter und seine menschlichen Vertreter der proletarischen Blutgier ausliefern, sie betrügen in gleichem Maße aber die aufgestachelte Menge, die für sie in den Straßen kämpfen muß. Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß dieses politische Unternehmen mit einer gewissen anerkennenswerten Geschicklichkeit eingefädelt ist, sollte die deutsche Entwicklung sich aber in Katastrophen vollziehen, könnte der doppelte Betrug am Ende in beiden Lagern zum Bewußtsein kommen, und Erscheinungen würden in den Bereich der Möglichkeit rücken, die immerhin einen leichten Schatten auf die anregenden Abende in den luxuriösen Klubräumen des Millionärs Cassirer werfen könnten.

Das Spiel des Hauses Mosse

(Theater und Politik)

Als unser Land im Kampf zusammenbrach, fiel der Arbeiterklasse eine politische Macht zu, die weder ihrer Zahl, ihrer Intelligenz, noch ihrer sozialen Bedeutung entsprach, und die darum als ein verschwenderisches Geschenk der historischen Stunde durch eine ungeheure Kraftanspannung verdient werden mußte. Mit einem Schlag war der Staat zum größten Teil in ihre Hände geraten, sie hatten ihn also mit allen, aber auch mit allen Mitteln aus seiner verzweifelten Lage herauszubringen, um die vorübergehende Machtstellung in ein bleibendes politisches Kapital zu verwandeln. Der Ruf, jeden Nerv und jeden Muskel zu spannen, ist nie so dringlich an eine Bevölkerungsschicht ergangen, wie damals an die Arbeiter.

Was aber haben sie statt dessen getan? Sie liehen ihr Ohr den giftigen Reden der Unabhängigen; sie zerrütteten den Staat, der nunmehr ihnen anvertraut war, mit den niederträchtigsten Mitteln; sie lähmten die Wirtschaft durch höhnische Faulheit; sie geißelten

unser ganzes Volk mit der Hungerpeitsche, wie es selbst ein verrückt gewordener Tyrann niemals hätte können; sie bespien vor dem Ausland unsere Ehre; sie warfen uns immer tiefer in die Knechtschaft der Feinde; sie schleuderten das anvertraute politische Kapital mit irrsinnigen Händen zum Fenster hinaus, und sie haben es damit soweit gebracht, daß ihr politischer Kurs im ganzen Volk auf Null gesunken ist und ihre klassenmäßigen Vertreter in der Regierung nur noch einen blassen Schein der Macht besitzen. Wenn ein kapitalistischer Mephisto des Auslands den Entschluß gefaßt hätte, das deutsche Volk im allgemeinen, im besonderen aber die Arbeiter zu vernichten: er hätte mit allen Mitteln die unabhängige Hetze schüren müssen.

Als am 13. Januar 1920 die verführten Massen, ohne ihre angeblich revolutionären Führer selbstverständlich, vor dem Reichstag erschienen, um dort in vollkommen sinnloser Weise die lammfromme Sicherheitswehr solange zu mißhandeln, bis die Salven krachten und das Arbeiterblut die Straße netzte, offenbarte sich in einem Bild von furchtbarer Gewalt der politische Wahnsinn einer Bewegung, die nichts leisten, sondern nur zerstören will. Es versteht sich von selber, daß am nächsten Tag im Chor der publizistischen Stimmen auch das patriotisch besorgte „Berliner Tageblatt“ nicht fehlte. Während es die irregeleiteten Massen bedingungslos den Maschinengewehren der staatlichen Gewalt preisgab, vergoß es in schöner seelischer Bewegung einige gefühlvolle Tränen über die tückischen

Hetzer, die im sicheren Versteck ihre Artikel schmiedeten und umstürzlerische Pläne ausheckten.

Wie stand es nun aber im Grunde mit den Literaten, die hier mit vollem Recht für so schwere Dinge verantwortlich gemacht wurden? Wie hieß das Blatt, das während des Krieges selbst von den bescheidensten Lebensäußerungen dieser unabhängigen Schriftsteller und Abgeordneten so liebevoll Notiz nahm, daß es von mehrheitssozialistischer Seite als „freiwilliges Zentralorgan der Unabhängigen" bezeichnet werden konnte? Wie hieß die Firma, die sich auf diese Weise als nährende Amme des verräterischen Umsturzes auftat und nach bestem Vermögen unsere Front zermürben half? Wo haben die Mühsam, Landauer, Toller, Hasenclever usw., kurz eben die Herrschaften, die im sicheren Versteck ihre Umsturzpläne schmiedeten und schmieden, im Theaterteil ein warmes Nest gefunden? Wo wurden die talentlosen Aufführungen der unabhängigen Tribüne in rosenroten Feuilletons besprochen? Wo wurden die Bilder der Münchner Geiselmörder dem Publikum als Zeitgrößen dargeboten? Wer brachte an hervorragender Stelle die Erklärung des unabhängigen Millionärs Rosenfeld, in der der hingerichtete Schurke Leviné-Nissen als vornehmer Idealist gepriesen wurde?

Wenn das „Berl. Tageblatt" bemüht ist, im Interesse der höheren Sittlichkeit den Krieg zu verpöbeln, begreift man, daß es die heroischen Taten unserer Truppen vergißt, die Gedächtnisschwäche sollte aber nicht gern so weit gehen, daß ihm auch die eigenen

Taten abhanden kommen. Die Wahrheit ist, daß es in seinem Theaterteil gerade die Revolutionsliteraten begönnert und gefördert hat, die in den luxuriösen Klubräumen des unabhängigen Herrn Cassirer oder anderswo ihre Umsturzpläne ausheckten. Es hat vollkommen planmäßig die Hetze gefördert, die Deutschland zerrütten sollte, um in dem etwa ausbrechenden Chaos seine wirtschaftlichen und politischen Raubzüge zu unternehmen.

Als die betörten Massen dann so weit aufgestachelt waren, daß sie zu Tausenden vor den Reichstag zogen, hat es sie den Salven der Sicherheitswehr bedingungslos preisgegeben, um die politische Verantwortung nicht übernehmen zu müssen, ja, es hat sogar fertig gebracht, bei dieser Gelegenheit einige wehmütige Tränen über eben die literarischen Anstifter zu vergießen, die von ihm selber großgezogen worden waren. Als der Umsturz vor dem Reichstag dann zum Scheitern kam, als der Sozialdemokrat Noske aus Gründen einer höchst notwendigen Sicherung die „Freiheit" unterdrückte, besann es sich sofort wieder auf seine alte Liebe und verlangte, daß das Verbot so bald wie möglich aufgehoben werde, damit die giftigen Artikel von neuem erscheinen konnten.

Was soll man dazu sagen? Soll man die geschickte Aufmachung bewundern, die hier Theater und Politik ineinanderspielen läßt? Oder soll man über die namenlose Dreistigkeit erstaunt sein, die im literarischen Teil das Bürgertum an die Unabhängigen verrät, um dann im entscheidenden Augenblick die unabhängigen Massen

an die Salven der Sicherheitswehr zu verraten? Es ist wohl am besten, daß man sich aller gefühlsmäßigen Wallungen entschlägt und einfach feststellt, daß dieser in System gebrachte Verrat unter Umständen sehr gefährlich werden kann. An dem Tage, an dem er in beiden Lagern mit Sicherheit erkannt ist, dürfte das Spiel des Hauses Mosse verloren sein.

Die Verräter

(Hasenclevers „Antigone“ im Großen Schauspielhaus)

Wenn ein Mensch von einem anderen Stern auf unsere Erde käme, müßte er notwendig zu der Überzeugung gelangen, daß das deutsche Volk dem Irrsinn anheimgefallen sei. Er würde hören, daß angeblich kommunistische Verbrecher in München wehrlose Geiseln mordeten, er würde sehen, daß der gleiche Auswurf im Ruhrgebiet deutsche Städte bombardiert, deutsche Soldaten gefangennimmt, martert, tötet, deutsche Wohnsitze plündert und anzündet. Er würde in der „Freiheit“, in der „Weltbühne“ und anderswo lesen, daß die „unabhängigen“ Literaten dieser Richtung die Massen systematisch von der Arbeit abhalten und zu immer neuen Schandtaten anstiften, daß sie unser Volk beschimpfen, unsere kriegerischen Helden verpöbeln, mit unseren auswärtigen Feinden in der intimsten Sippschaft leben und ganz offen den Plan verfolgen, das gesamte deutsche Bürgertum einer schwarzen Diktatur ihrer vertierten Sklavenhorden zu unterwerfen. Gleichzeitig aber würde er mit Erstaunen bemerken, daß eben diese literarischen Hetzer

im Feuilleton schwerreicher bürgerlicher Blätter in rosenroten Aufsätzen gepriesen, mit allen Mitteln einer betriebsamen Reklame gefördert, in den illustrierten Zeitungen abgebildet und von dem großkapitalistischen Herrn Reinhardt auf seinen Bühnen gespielt werden.

Wenn seine Beobachtungen bis zu diesem Punkt gediehen wären, müßte er notwendig annehmen, daß das Bürgertum an masochistischem Wahnsinn kranke und in diesem Zustand literarische Giftmischer glorifiziere, die seine Kultur beschmutzen, sein Eigentum niederbrennen und seine Angehörigen durch feige Mordbanden umbringen lassen. Nur langsam würde ihm die Erkenntnis kommen, daß diese Literaten, diese millionenschweren Zeitungsverleger, diese großkapitalistischen Theaterdirektoren zwar das Bürgertum verraten, aber nur um den gleichen Verrat an den kommunistischen Arbeitermassen zu begehen, die sie zur Förderung ihrer eigenen Pläne in die Maschinengewehre jagen und dann dem Verderben preisgeben. Wäre die Erkenntnis aber erst da, würde er vermutlich in stummem Entsetzen den Kopf schütteln, weil er auf seinem Stern diese ungeheuerliche Ruchlosigkeit für eine wüste Phantasie gehalten hätte.

Man sieht leicht, daß Herr Walter Hasenclever seine Herabwürdigung der griechischen Antigone unternommen hat, um den verflossenen Weltkrieg im Licht seiner unabhängigen Sittlichkeit als ein bestialisches Verbrechen erscheinen zu lassen, das von unserem Volk, im besonderen aber von unserem Kaiser, an der

Menschheit begangen wurde. Es wäre auch unrecht, etwa leugnen zu wollen, daß er in dieser Beziehung Erkleckliches leistet, nur daß seine verlogenen Schmähungen mit soviel leerer Talentlosigkeit vorgetragen werden, daß sie an ihrer eigenen Langeweile sterben und den Effekt der nationalen Vergiftung nur mäßig erreichen.

Um Herrn Hasenclever indessen in den Augen seiner unabhängigen Parteifreunde nicht herabzusetzen, soll gern ausgesprochen werden, daß bei aller künstlerischen Impotenz die landesverräterischen Absichten mit aller nur möglichen Deutlichkeit zu erkennen sind. In dem traurigen Machwerk wird ein Monarch geschildert, der im religiösen Stil des gewesenen Kaisers nur Gott verantwortlich sein will, der jeden zu „zertreten" droht, der sich ihm entgegenstellt, dem nach dem Muster der Ententepresse Verletzung des Völkerrechts vorgeworfen wird, dessen Soldaten sich einer greuelvollen Kriegführung rühmen, der sich ganz nach Vorschrift unserer auswärtigen Feinde zum Kultus der rohen Macht bekennt und der schließlich in einer Hintertreppenszene zusammenbricht und die Schuld für das ungeheure Verbrechen auf sich nimmt. Ach nein, die unabhängigen Parteifreunde des Dichters sollen nur ja nicht ungehalten sein, der Mann hat schon die besten landesverräterischen Absichten gehabt und es ist gewiß nicht seine Schuld, daß die ohnmächtigen Deklamationen es nicht einmal im Negativen zu einem Eindruck bringen können. Was etwa noch an äußerlichem Klimbim zu retten gewesen wäre, wurde

durch den Spielleiter „Karlheinz“ Martin umgebracht, der seine schätzenswerten Kräfte früher der bolschewistischen „Tribüne“ lieh, politisch also ebenso sehr an seinem Platz war, wie er ästhetisch versagte. Während die Massen des Chors sonst bei Reinhardt brausen, toben, schreien, wüten, hatte Herr Martin zur Abwechslung den Einfall, uns während der ganzen Vorstellung durch die regungslosen leichenähnlichen Gruppen der Wachsfigurenkabinette zu erfreuen. Nachdem wir festgestellt haben, daß dadurch an manchen Stellen ein erlösender Einschlag von unfreiwilliger Komik zustande kam, überlassen wir es den Dramaturgen des Theaters, sowohl das eine wie das andere Extrem als eine Außerung genialen Tiefsinns zu verkünden.

Es ist für die beteiligten Kreise unleugbar peinlich, daß die unabhängigen Geistesgrößen sich regelmäßig als so triste Burschen entpuppen, wenn sie einmal mit einer Dichtung zu Worte kommen. Wer nun aber behaupten wollte, daß ihre vorübergehende Anwesenheit in unserem Schrifttum nichts Dauerndes hinterlassen hätte, würde in seinem wohlgemeinten Eifer doch zu weit gehen. Einen bleibenden Wert erzeugten die literarischen Freunde des Salons Cassirer vielmehr, als sie am ersten Weihnachtstag des Jahres 1919 in Charlottenburg eine Schauspielerin vollkommen nackt auftreten ließen und damit nicht nur eine Etappe der Schamlosigkeit schufen, an die man acht Tage vorher nicht geglaubt hätte, sondern zugleich ein historisch-politisches Symptom von ungewöhnlich fesselndem Reiz.

Es gelang den asiatischen Bolschewistenjüngelchen damals in der Tat, durch ihre skrupellose Dreistigkeit die deutsche Situation im zweiten Jahr nach der Niederlage mit einem interessanten Licht zu übergießen. Wenn irgendein Mensch an einem belebten Spazierweg durch kranken Exhibitionismus die öffentliche Scham verletzt, wird er unweigerlich ins Gefängnis gesteckt. Wenn eine Schauspielerin aber unter der einflußreichen Gönnerschaft unabhängiger Literaten und ihrer bürgerlichen Millionenpresse Abend für Abend das gleiche in sehr viel schlimmeren Formen tut, sind die Gesetze aufgehoben und die Staatsanwälte liegen in einer totenähnlichen Starre. Der Geschichtsschreiber der gegenwärtigen Epoche wird aus diesem delikaten Miniaturbild über die bewegenden Kräfte unserer wirren Zeit mehr lernen können als aus dicken Schwarten, während er gleichzeitig zu erkennen vermag, welcher Beschaffenheit im Grunde die Geister waren, von denen die aufgehetzten Arbeitermassen sich führen, verführen und schließlich betrügen ließen. Was den Hasenclever und Genossen auf künstlerischem Gebiet mit künstlerischen Mitteln niemals geglückt wäre, gelang ihnen an jenem Weihnachtstag allerdings auf politischem mit sexuellen: sie vermochten einen Tatbestand zu schaffen, der lange im Gedächtnis haften wird, und wer es gut mit ihnen meint, kann ihnen darum nur den wohlerwogenen Rat geben, sich endgültig von der Muse abzukehren, um sich ebenso endgültig den nackten Frauenzimmern wieder zuzuwenden.

Der Sklave als Herr

(Ein Abschluß der Spielzeit im zweiten Jahr nach der Niederlage)

Am 1. Juni ging der dramatische Winter zu Ende, der in der dunkelsten Zeit unseres Landes ein besonders dunkles Kapitel bilden wird, und die Sommerbühnen begannen ihr Publikum mit leichter Kost zu unterhalten. Die vielberufene „Tribüne" in der Berliner Straße hatte „Bunbury", ein altes Stück von Oskar Wilde, herausgesucht und wir konnten die wenig aufregende, aber immerhin erfreuliche Feststellung machen, daß das Katzengold seiner Aphorismen immer noch so graziös funkelte wie vor etwa fünfzehn Jahren im „Kleinen Theater". Wenn wir unter normalen Verhältnissen lebten, würden wir den Abend zwar ablehnen, weil die historische Situation nun einmal nicht gestattet, außerordentlich vergängliche englische Unterhaltungsliteratur zu spielen, allzusehr aber würden wir dabei nicht in Harnisch geraten. Nun leben wir indessen keineswegs unter normalen Verhältnissen. Daß wiederum ein Ausländer, und zwar ein perverser, gespielt wurde, ist nicht ein harmloser Fehlgriff, sondern eine wohl überlegte Handlung

innerhalb eines raffinierten Systems, und so vermochte auch das vortreffliche Spiel der Adele Sandrock nicht die bitteren Stimmen zum Schweigen zu bringen. Im übrigen hat es keinen Zweck, viele Worte an die alte Arbeit Wildes zu verlieren, wohl aber fordert das bolschewistische Milieu des Theaters dazu heraus, einmal das Stück etwas näher zu betrachten, das im ganzen verflossenen Winter auf fast allen Bühnen gegeben wurde. Es wechselte den Verfasser, es wechselte die Form, es wechselte das besondere Motiv, sein Inhalt aber war ewig der gleiche und zeigte immer wieder den Sklaven als Herrn.

Durch den Novemberumsturz, den auch vernünftige Mehrheitssozialisten als überflüssig und schädlich bezeichnet haben, wurden die sittlich zurückgebliebenen Schichten an den Tag hinaufgebracht. Was sich am Geifer des eigenen sozialen Hasses eine seelische Vergiftung zugezogen hatte, was die Ansprüche der deutschen Ehre mit einem gemeinen Grinsen ablehnte, was mit niedriger Schadenfreude unseren Heroismus unterliegen sah, was im Feld dem Wahlspruch „Bloß nich dot!" gehuldigt hatte, was die Front von hinten zermürben half, was den Eid der Treue brach und von der Fahne floh: all diese Giftmichel, Proleten, Hetzer, Feiglinge, Landesverräter und Deserteure traten plötzlich ans Licht, organisierten sich und begannen durch das Medium der „unabhängigen" Sozialdemokratie ohne Scham und Scheu die Tätigkeit zu entfalten, die sie bis dahin im verborgenen hatten ausüben müssen. Die Sklaven waren zu Herren geworden, nahmen

in Ministersesseln Platz und brauchten sich ihrer Niedrigkeit nicht mehr zu schämen.

Bereits im Krieg hatten die jüdischen „Intellektuellen", die ihre verrufensten Stammquartiere im „Berliner Tageblatt" und in der „Weltbühne" besitzen, die bürgerliche Demokratie, zu der sie sich aus taktischen Gründen äußerlich zählten, an die unabhängigen Todfeinde der bürgerlichen Entwicklung verraten. Nicht wir, sondern ein mehrheitssozialistisches Blatt brannte der Zeitung des Hauses Mosse das flammende Schandmal auf, ein „freiwilliges Zentralorgan" der unabhängigen Landesverräter zu sein. Mit dem Fall der Theaterzensur, der sich unmittelbar an den Aufruhr des Novembers anschloß, und mit der gleichzeitig einsetzenden Zerrüttung aller anständigen Begriffe wurde nun auch diesen „Intellektuellen" die Freiheit der hemmungslosen Selbstoffenbarung geschenkt. Es ergab sich infolgedessen, was man im Krieg bereits hatte vermuten können, daß nämlich zwischen diesen Wortführern von Millionären und den unabhängigen Literaten eine weitgehende Übereinstimmung der Weltanschauung bestand. Einer ihrer zugleich berufensten und anrüchigsten Wortführer hatte noch im Frieden die Parole „Leever Sklav as dot" ausgegeben und auf die offene Anerkennung und Verherrlichung pöbelhafter Instinkte wurde nunmehr nicht nur das gesamte Berliner Theaterleben, sondern auch die von ihnen beherrschte Buchliteratur eingestellt. Während die Demokratie in der politischen Entwicklung immer ohnmächtiger vor Sklavenfaulheit, Sklavenniedrigkeit,

Sklavenfrechheit kapitulierte, so daß sie schließlich zu einer Grimasse ihrer selbst wurde und nur von rechts wieder aufgerichtet werden kann, zeigten sich in unserer kulturellen Entwicklung parallele Erscheinungen und die literarischen Sklaven begannen auf allen Bühnen ihre Scham zu entblößen.

Von sämtlichen Dingen dieser Erde ist den sklavischen Seelen nichts so verhaßt als der Krieg, weil in ihm Freiheitsliebe, Mannesstolz und Mannesehre ihre schönsten Triumphe feiern. Da nun die Freude am Schwert jedem germanischen Menschen tief im Blut steckt, mußte hier die Rache der Sklaven zunächst und zuvörderst einsetzen. Im besonderen im „Jungen Deutschland" des Herrn Reinhardt und in der bolschewistischen „Tribüne" in Charlottenburg wurden die abstoßenden Machwerke gespielt, die den Heroismus von vier schweren Jahren in den Schmutz ihres eigenen Wesens herabzogen. Während unabhängiger Pöbel auf den Straßen unseren Offizieren die ruhmreich getragenen Achselstücke herunterriß, wurde auf unseren Bühnen von den verbündeten intellektuellen Sklaven in literarischen Formen die begleitende Musik gemacht.

Es liegt im Begriff, daß sich das Wesen eines Sklaven auf Geschlechtstrieb, Sättigung und Arbeitsscheu zurückführen läßt. Es entsprach daher nur einer inneren Notwendigkeit, daß wir in den verflossenen Wintern vor allem eine beispiellose Vergötterung sexueller Vorgänge erleben mußten. Nachdem Herr Reinhardt mit der „Büchse der Pandora" den Anfang gemacht hatte, entwickelten sich die Bordelldramen zu einer

so bösartigen Epidemie, daß schließlich in einem Kabarett des jüdischen Herrn Robert ein zwölfjähriges Mädchen zu unzüchtigen Tänzen gemißbraucht werden konnte. —

Da mit dem nationalen Gefühl eines Volks ein bestimmter Stolz und eine bestimmte Selbstachtung ursächlich verbunden sind, da Stolz und Selbstachtung aber von den Sklaven mit Recht als feindliche aristokratische Eigenschaften empfunden werden, durfte ihr haßerfülltes Temperament an diesem Faktor der Entwicklung natürlich nicht vorübergehen, so gewiß sie nichts haben unbesudelt gelassen, was frohen deutschen Menschen eigentümlich zu sein pflegt. Sardou, Bernhard Shaw, die Zapolska, wer zählt die Völker, nennt die Namen, die sich in unserem Spielplan zusammenfanden, während unsere unsterblichen Meister ausgeschlossen blieben? Einen gewissen Höhepunkt erreichte diese antinationale Entwicklungslinie, als Herr Reinhardt den offenen Landesverrat der Hasencleverschen „Antigone" zu spielen wagte, wie der vormalige Günstling des Kronprinzen sich denn überhaupt der bolschewistischen Konjunktur vortrefflich anzupassen wußte.

Es ist nur die notwendige Kehrseite der hier geschilderten Zustände, daß unter der Herrschaft der literarisch-politischen Sklaven die Schieber und Wucherer zu ungeahnter Blüte kamen. Wenn die Welt ehrlos geworden ist, haben auch die Kloaken des Erwerbs ihren Geruch verloren, und so war Herr Jeßner am Ende nur ein folgerichtiger Mann, als er im Marquis von Keith von der staatlichen Bühne herab die skrupelloseste Gaunermoral in dramatischen Formen verkünden ließ. —

Was soll aber nun aus all dem im Grunde noch werden? Wenn wir zurückblicken, ist es uns nicht zum Besten gegangen, das muß offen eingeräumt werden. Wir vertrauen auf Gott, daß er eine so ruchlose Erde auf die Dauer nicht zulassen wird. Wir glauben mit der ganzen Kraft unserer gläubigen Seele, daß unser treues Volk zu sich selber zurückfinden wird, aber wir wissen nicht, durch welches finstere Tal wir vorher wandern müssen. Wir wissen nicht, ob die Macht des Pöbels nicht anschwellen muß, bevor sie zusammenbrechen kann, und niemand weiß zu sagen, was in diesem Stadium der Entwicklung aus uns wird. Mag's aber immerhin darum sein und mag da kommen, was kommen will, wir werden demütig sein vor Gott, der seine Prüfungen nicht umsonst verhängt, e u c h gegenüber aber werden wir unseren Stolz zu wahren wissen. Selbst wenn eure unabhängige Räterepublik eine Tatsache werden sollte, selbst wenn eure intellektuellen Verbündeten von der Börse den Münchner Geiselmord nach russischem und ungarischem Muster zu einem System ausbauen sollten, selbst unter dem Henkerbeil der proletarischen Diktatur werden wir euch und euren liebwerten literarischen Vettern in die Zähne hinein sagen, daß ihr Pack seid, daß eurer unreiner Atem uns verhaßt ist wie Dunst von faulen Pfützen und daß wir keine Ehre in der Welt zu erblicken vermögen, solange euer niedriges Sklaventum das Ansehen der Macht befleckt.

IV. Deutscher Zukunftsglaube.

Von der Welt verstoßen

Wir sind vor kurzem bei Hamann, dem wenig gelesenen „Magus im Norden“, zu Gast gewesen und seine dunkle Stimme klang immer wieder in die nachfolgenden Gedanken hinein. Der Gegenstand seiner Darstellung, nämlich Sokrates, liegt dabei den furchtbaren Ereignissen der gegenwärtigen Zeit so fern wie nur möglich und scheint auch mit unserem Thema keinerlei Verbindung zu haben. Nichtsdestoweniger gingen uns immer wieder die tiefen Worte Hamanns durch den Sinn, und das mag am Ende in einem zweifachen Umstand seinen Grund haben.

Hamann sprach die mystischen Heilswahrheiten des Christentums gegen die Aufklärung aus, und Sokrates, der nichts wußte, bildete in seiner freiwilligen Armut den Gegensatz der philosophischen Echtheit zu den gleißenden Sophisten, die alles wußten. Dieser tragische Widerspruch zur umgebenden Welt, in dem sich Hamann sowohl wie Sokrates befand, hat sie vielleicht in so innigem Verstehen zusammengeführt. Warum aber klangen ihre Stimmen immer in mir wieder, der ich nationale Gedanken niederschreiben wollte?

Weil auch wir uns in einem tragischen Widerspruch zur Welt befinden. Auch wir sind wie Hamann von

der Welt verstoßen und sind wie Sokrates vom Gerichtshof der feindlichen Welt zum Tode verurteilt. Immerhin wäre das nur eine Verwandtschaft der äußeren Situation, die eine innere Verwandtschaft noch nicht einzuschließen brauchte. Im Laufe der Untersuchung wird sich aber vielleicht ergeben, daß uns mit den beiden noch mehr verbindet als der gemeinsame Umstand, daß wir von einer Welt verstoßen und gehaßt sind.

Wenn man den innersten Kern eines Volkes als die Wahrheit über dieses Volk setzen will, gibt es eine englische, eine französische, eine russische Wahrheit usw. Diese Wahrheit ist aber, um eine Wendung Luthers zu übernehmen, nicht in der Welt vor den Augen, wie ein Kram auf dem Markt. In den Tagen des Friedens wird sie ganz im Gegenteil mit allen Höllenkünsten der Diplomatie und der Lüge verschleiert. Die Völker verstecken ihr eigentliches Wesen, wie leider auch die meisten Einzelmenschen allen Grund haben, sich zu verbergen.

Der Krieg hingegen legt mit seiner ebenso unbestechlichen wie erbarmungslosen Hand den innersten Kern der Völker bloß. Unter menschlichen Gesichtspunkten ist er ein schweres Unglück, das Unglück aber offenbart und bewährt die Charaktere. Indem der Krieg ganze Völker vor das Angesicht des Todes stellt, unterwirft er sie der stärksten Kulturprobe, die es überhaupt gibt, und macht den Ewigkeitsgehalt ihrer Seelen offenbar. Gleichzeitig ruft er durch den Druck der Not alles wach, was an Erfindungsgabe, körperlichen Kräften

usw. in ihnen steckt; so etwa, wie es der Schiffbrüchige zu Schwimmleistungen bringt, die er ohne die drohende Gefahr nie hätte leisten können.

Man kann in der Tat ohne Blasphemie sagen, daß der Frieden nur das sieht, was vor Augen ist, der Krieg aber sieht das Herz an. Wenn darum zwei Völker miteinander in einen so schweren Konflikt geraten, daß ihr ganzes Dasein auf dem Spiel steht, kann nie ein Schiedsgericht entscheiden. Das Schiedsgericht hat die Augen des Friedens. Überdies ist es von eigenen und fremden Interessen vergiftet und vom Glanz des Golds geblendet. Nur der Krieg vermag dann das Innerste der beiden Völker bloßzulegen und ihren Handel auszutragen.

Die Mächte, die unsere kämpfenden Brüder mit dem furchtbarsten Eisenhagel überschütteten, den je die Geschichte erlebt hat, hatten sich bereits im Frieden in der „Entente" gegen uns zusammengefunden. Verglichen mit dem englischen Weltreich, den unermeßlichen Hilfsmitteln Rußlands, der militärischen und finanziellen Kraft Frankreichs waren und sind wir eine bescheidene Festlandsmacht, an Menschenzahl und Geldmitteln gering, in der Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen bedroht. Diese materielle Überlegenheit der Entente äußerte sich im Frieden in der höhnischen Verachtung, mit der ihre Diplomaten bei jeder nur denkbaren Gelegenheit Deutschland glaubten behandeln zu dürfen. Der Glanz, der von ihrem gleißenden Golde ausging, nahm auch die Weltpresse, selbst in den neutralen Kleinstaaten, gefangen.

Sehr erleichtert wurde dieser Vorgang durch den Umstand, daß die Weltpresse ganz allgemein einem mehr oder weniger verhüllten sinnlichen Materialismus verfallen war. Alle materielle Macht aber, aller materielle Glanz, alle materiellen Genüsse waren auf seiten der Entente. Wer im sinnlichen Materialismus seine Welt sah, mußte es notwendig mit den Westmächten halten, die uns auch in der ästhetischen Verfeinerung und Verklärung der Sinnlichkeit überlegen waren. Paris blieb die Hauptstadt der galanten Entzückungen und in London genoß man den weltmännischen Komfort des Gentleman. Die deutsche Sprache verweigert den Dienst, wenn sie diese Begriffe auch nur nennen soll: es geht ohne Fremdwörter nicht ab.

Verglichen mit den genannten Weltzentren war Berlin eine fleißige, nüchterne Stadt und Weimar ein Dorf. In München konnte man Bilder besehen und bei der Kathi einen vortrefflichen Schoppen trinken. In Nürnberg war die Vergangenheit lebendig. Am Rhein blühten ein fröhliches Lied und ein guter Wein.

Was aber war das für den Mammonismus des abgelaufenen Friedens? Ach nein, in Paris vergnügten sich King Edward und die russischen Großfürsten. In London wohnten die schwerreichen Magnaten, die über die Schätze der Welt geboten. Deutschland war ein kleinstädtisches Idyll, wo sich die Abendsonne auf die freundlichen Linden vor der Ratsapotheke am Markt legte.

In einem so gearteten Europa konnte auch die deutsche Kultur nur eine bescheidene Rolle spielen.

Die Kultur der Entente prahlte in allen Gassen. In Paris und London konnte man lernen, wie die vornehme Welt ihren Tag verbrachte. Was hatte demgegenüber die deutsche Kultur zu bieten, die immer aus der Seele kommt und die Seele sucht? Unsere eigene Börsenpresse, die aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, ebenfalls dem sinnlichen Materialismus verfallen war, schloß sich nicht umsonst der kulturellen Weltherrschaft der Entente an. In der deutschen Kultur fand sie für ihre materialistische Verderbnis die Bundesgenossen nicht. Was in Deutschland an kulturellen Werten arbeitete, war einer weitgehenden Ruhe und Unbemerktheit sicher. Nicht nur in der Welt, auch in einem ungeheuer großen Teile unserer eigenen Presse hatte die in allen Farben der sinnlichen Verführung schimmernde Kultur der Entente gesiegt. Von der deutschen Kultur galt, was Hamann von seiner eigenen Schriftstellerei sagt: sie war verachtet geworden wie das Wasser Siloah, das stille geht.

Dann kam der Krieg. Der materielle Hochmut unserer Feinde explodierte in einem Vulkan von Zynismus und Raublust. Das Maul wurde in der rohesten Weise gegen uns aufgerissen. Was wollte im Grunde der umstellte feldgraue Krieger dort in der Mitte? Woher kam dem Buben die Frechheit, sich gegen die vereinigten materiellen Machtmittel der Welt zu verteidigen? Offenbar achtete er so wenig den materiellen Reichtum der Entente wie der arme unwissende Sokrates den Glanz der Sophisten. Es ist schwerlich ganz ohne subjektive Ehrlichkeit gewesen,

wenn englische Schriftsteller uns am Anfang des Krieges wegen unseres Kraftbewußtseins für verrückt hielten. Von ihrem materiellen Standpunkt aus waren wir's. Das äußerlich Unscheinbare und Armselige wissen sie nie zu schätzen. Sie bewundern nach Hamann keinen Maulwurfshaufen; ein Turm Libanons muß es sein, der nach Damaskus gafft.

Inzwischen zeigte es sich aber doch, daß der Pariser Kokottenkult nicht lauter angenehme Folgen hatte. Wenn man so ungeheuer viel „Geist" daran verschwendet, seine Mätressen anzuziehen, kommen die Soldaten gelegentlich zu kurz. Wenn man für pikante Maskeraden so sehr viel übrig hat, verwechselt man leicht das Schlachtfeld mit dem Ballsaal und läßt auch seine Krieger in einem rot-blauen Maskeradekostüm ins Feuer gehen. Der sinnliche Materialismus kann sich überhaupt nicht entfalten, ohne daß sich vorher die Korruption oder, um deutsch zu sprechen, die Sumpffäule entwickelt.

Ihre Formen waren verschieden, aber vorhanden war sie überall. In Paris duftete sie nach Patschuli, in London zeigte sie das Wesen einer Gehirnverkalkung, im zaristischen Moskau roch sie nach Branntwein und Bestechungsgeldern — die äußere Erscheinung wechselte; der Kern war überall der gleiche. Der zu Anfang des Kriegs einsetzende Zusammenbruch ließ ein Zittern und Beben durch die Welt der Entente gehen. Was Hamann von den philosophischen Materialisten sagt, stellte sich auch bei den politischen ein. Sie begannen unter den Nachwehen ihrer Werke zu verzweifeln und

die Fersenstiche ihrer glänzenden Friedenssiege zu fühlen.

Sie hätten aber nicht die Materialisten sein müssen, die sie nun einmal waren, wenn sie sich nicht bald vom ersten Schreck erholt hätten. Als unser Vormarsch ins Stocken geriet und sie ihre Lage überdachten, sahen sie ja mit zuverlässiger Deutlichkeit, daß sie alle materiellen Faktoren in Händen hatten. Was also konnte ihnen geschehen? Unserem Volk mußten die Nahrungsmittel ausgehen, unserer Industrie die Rohstoffe, unserem Heer die Munition. Von allen Seiten umlagerten uns ihre Menschenmassen. Das ungeheure amerikanische Reich stellte ihnen Gold und Waffen zur Verfügung. Was die Unmoral des Materialismus aufzubieten vermag, war auf ihrer Seite. Der Treubruch Italiens war in ihren Augen ein Meisterstück ersten Rangs. Bestechung, Mord, die wirtschaftliche Vergewaltigung der schwachen Neutralen: alles mußte ihnen dienen. Es war schlechterdings unmöglich, daß sie unterliegen konnten, und ihr Machtbewußtsein äußerte sich wieder in rohen Ausbrüchen. Die Sache war ja so einfach. Man mußte nur immer mehr Munition an der Westfront zusammenschleppen, immer mehr Menschen einsetzen, immer stärkere materielle Mittel entfalten.

Während so um Deutschland herum die aufgespeicherte materielle Kraft einer ganzen Welt sich entlud, ging durch unser Volk eine ernste Woge der religiösen Ergriffenheit. Wer es noch nicht wußte, konnte unmittelbar durch das Gefühl feststellen, daß die Seele unseres Volkes die Quelle seiner Kraft

war. Der alte Idealismus der Deutschen, der im Frieden durch technische Erfindungen unsere industrielle Blüte hervorrief und auch unseren Staat trotz all seiner Mängel durchpulste, dieser Idealismus entfaltete im Kampf seine Wunderkräfte und führte uns von Sieg zu Sieg. Was half den Engländern die materielle Übermacht ihrer Flotte, wenn der deutsche Geist die U-Boote durch die Wogen sandte? Was nützte es, uns die Rohstoffe abzuschneiden, wenn unsere Wissenschaft Ersatzstoffe fand? Was nützte der Hungerkrieg, wenn die vorhandenen Nahrungsmittel in einer Weise bewirtschaftet und verteilt wurden, die zwar mit gutem Grund uns Deutschen nicht genügte, die aber doch für jeden ausländischen Staat eine unerreichbare Leistung gewesen wäre? Was nützte es, die Munition der ganzen Welt an der Westfront zusammenzuschleppen, wenn die Seele unserer Soldaten so wenig zu erschüttern war wie unsere befestigten Anlagen? Die leitenden Männer in Paris, Petersburg und London waren von ihrem materiellen Standpunkt aus ungewöhnlich klug und durchtrieben. In jedem höheren Sinn aber waren sie so dumm wie die Tiere auf dem Felde. Die unsichtbaren Wirkungen der Seele kannten sie nicht.

Wenn aber der Idealismus den innersten Kern unseres Wesens ausmacht, brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, daß wir von der materialistischen Welt des Friedens verstoßen und verachtet wurden. Wer die Näschereien des Zuckers verbietet und vor ein Gericht von Kindern kommt, so ungefähr sagt Sokrates bei Hamann, wird seinem Urteil

nicht entgehen. Unser arbeitsamer Idealismus, der auf dem Weltmarkt als überlegene Tüchtigkeit erschien, beeinträchtigte die süßen Freuden in den Hauptstädten der Entente.

Der Idealismus ist nicht von dieser Welt. Weder kann er aus der Sinnenwelt erklärt werden, noch findet er in ihr sein Genüge. Auch wir haben Fabriken gebaut und Geld verdient; aber wir suchten die Arbeit mehr als den Besitz, während Rente und Wohlleben das Ideal unserer Gegner war und auf Grund ihrer materiellen Weltanschauung notwendig sein mußte.

Die Güter der Seele wirken in einer materialistischen Welt immer unscheinbar und werden immer verachtet. Das ist eine innere tragische Notwendigkeit. Jeder Denker, Künstler, Erfinder, Religionsstifter, der in eine materialistische Welt hineingerät, wird verachtet und verstoßen. Jeder Sokrates findet die Athenienser, die ihn zum Tode verurteilen. In den neutralen germanischen Kleinstaaten mögen gewisse Eigenarten und Mängel unseres Staats verstimmend gewirkt haben. Den Haß der großen Welt aber, die sich gegen uns vereinigte, haben wir der inneren Wärme der deutschen Seele zu danken.

Schenken wir uns doch alle Artikel, die sich mit unserer Unbeliebtheit im Ausland befassen. Daß wir von der Welt verstoßen sind und verstoßen werden mußten, hängt mit dem Geheimnis unserer Kraft und dem Adel unserer Sendung zusammen. Wie man den Baum an den Früchten erkennt, schreibt Hamann an Kant, so weiß ich, daß

ich ein Prophet bin, aus dem Schicksal, das ich mit allen Zeugen teile, verfolgt und verachtet zu werden. Unsere Einsamkeit ist die des Sokrates und Hamanns und nichts Schlimmeres könnte uns begegnen, als daß wir diese schweigende fruchtbare vornehme Einsamkeit unserer Seele an ein geschäftiges Hinterdreinlaufen verlören. Die schwachen Herzen in unserer Mitte sollen nicht an sich und an uns irre werden, weil die Welt uns verstoßen hat. Sie sollen begreifen lernen, daß nicht wir schlecht sind, sondern die Welt. Sie müssen verstehen, daß wir uns das Todesurteil gerade durch die edelsten Güter unseres Inneren zugezogen haben, und daß unsere Einsamkeit nicht Schwäche, sondern Kraft ist.

Auf den Verleumdungsfeldzug, der zu Anfang des Kriegs gegen uns ins Werk gesetzt wurde, fällt von hier aus ein Licht zurück. Waren wir Fremdlinge in der Welt, brauchte man kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß wir notwendig der Verleumdung verfallen mußten. Noch ist kein einsamer Kämpfer den Schmähungen der Welt entgangen. Wie sollte er wohl? Die Welt besitzt ihm gegenüber ja gerade die beiden Dinge, die zu einer erfolgreichen Verleumdung nötig sind: den skrupellosen Umgang mit der Wahrheit und die Sympathien des Publikums, das an die Verleumdungen glauben soll. Du erhältst Ehre und hast weder Begriff noch Gefühl davon, sagt Hamann vom Publikum. Es fehlt dir nicht an Augen und Ohren, die aber nicht sehen und hören. Du mußt alles wissen und lernst nichts. Du mußt alles richten und verstehst nichts.

Dieses öffentliche Publikum hatten wir gegen uns. Es wollte so brennend gern glauben. Die Entente hatte eine so fabelhafte Fertigkeit im Telegraphieren. Braucht es uns also zu wundern, daß durch das Zusammenwirken so vortrefflicher Gewalten eine in ihrer Art achtbare Leistung zustande kam? Wir entsetzten uns im Anfang, weil die „Greuel“, die man uns vorwarf, unserem gutmütigen Volk so unendlich fern lagen. Ach, wir Toren! Gerade das war ja der Grund! Wenn wir in unserem Innern der materialistischen Schlechtigkeit näher verwandt gewesen wären, hätten wir mehr Freunde in der Welt gehabt, die Verleumdungen hätten weniger Publikum gefunden und wären zusammengeschrumpft.

Wer in der Welt zu einem Fremdling geworden ist, verfällt mit innerer Notwendigkeit ihren Schmähungen. Das Publikum, das den Schmähungen zu glauben wünscht, steht auf allen Gassen und lechzt nach dem Ohrenschmaus. Unser Idealismus war den Völkern der Entente ein Dorn im Auge und eine Geißel auf ihren Rücken. Ist es nicht logisch, daß sie gerade den zu treffen suchten, indem sie unseren guten Namen in einen Höllenpfuhl von Schändlichkeiten hinabwarfen?

Nehmen wir unsere Einsamkeit und ihre Begleiterscheinungen auf uns, wie alle großen Idealisten Verachtung und Haß der Welt auf sich genommen haben. Wie der Held der Schlacht von Marathon keine Kinder brauchte, braucht das deutsche Volk des Weltkriegs nicht in Zeitungsartikeln verteidigt zu werden. Sucht

jemand aber eine Stärkung für seine Seele, verweise ich ihn auf die herrlichen Worte, mit denen Hamann seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ schließt und die ich mit gleicher Kraft sonst nirgends vernommen habe.

> „Wer nicht von Brosamen und Almosen, noch vom Raub zu leben und für ein Schwert alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienst der Wahrheit. Der werde frühe ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt, oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken, so ist er vor Hunger und Durst, vor Galgen und Rad sein Leben lang sicher.“

Wer von uns aber möchte nicht lieber, daß Deutschland von Brosamen lebt und für ein Schwert alles entbehren lernt, als daß es Bücklinge mache und zum Tellerlecker der Entente herabsinke?

Schwertadel
(Coriolan)

Man muß unserer staatlichen Bühne Dank wissen, daß sie uns gerade jetzt in die Welt Shakespeares hineinführte, in der wie sonst nirgends die aristokratischen Menschennaturen ihren bezaubernden Glanz entfalten. Es gibt in dieser Welt, die den ganzen ungeheuren Reichtum des Lebens umfaßt, auch die brave beschauliche Mittelmäßigkeit und unterirdische Spelunken, in denen Kupplerinnen, Dirnen und Verbrecher miteinander hausen. Nie aber ist der große Dichter mehr er selber, als wenn er die festlichen Kerzen des Lebens entzündet und einen vornehmen Menschen in reichen Farben erstehen läßt. Aus der schwermütigen Philosophie Hamlets wissen wir, wie vertraut ihm die Gemeinheit der Welt war, und wie er sich in bitteren Sarkasmen mit all dem Schmutz abfand, der sich auf unserem allzu irdischen Ball findet. Wir wissen, wie tief es ihn verletzte, daß sich auf dem dänischen Thron ein geflickter Lumpenkönig räkelte, der unter dem Purpur die Niedrigkeit des Plebejers verbarg, und wir wissen, daß ihm das Atemholen in dieser Luft zu einer lästigen und herabwürdigenden Gewohnheit wurde. Weil die Seele Shakespeares vor dem Pfützendunst des Lebens von einem so tiefen Schauder er-

griffen wurde, setzte er das Kennzeichen des menschlichen Aristokraten in die ätzende Verachtung des nur sinnlichen Daseins und erblickte in der Parole „Bloß nich dot“ die klassische Formel für den plattstirnigen Pöbel, der mit seinem übelriechenden Atem die freie Welt Gottes verpestet. Mit Kleist ist er der Ansicht, daß das Leben häßlich wird, wenn wir es allzu sorgsam bewachen, und von der grauen Urzeit an sind alle unsterblichen Geister der gleichen Meinung gewesen. Wenn er aber im Opfer der sinnlichen Güter die Grundlage des menschlichen Heroismus erblickte, mußte er notwendig zu dem machtvollen Künder des Schwertadels werden, der er in der Tat geworden ist. Solange die Erde steht, hat kein Mensch von Glanz und Gewalt des Schwertes so unvergängliche Worte gesagt wie der große Brite, der in unserer Kultur die geistige Heimat gefunden hat. Er liebt den Krieger, der auf dem rauhen Boden des Feldes schläft, weil er unausgesetzt sein Leben in die Schanze schlägt, wie er Hamlet liebt, weil es ihm besser dünkt, auf Thron und Leben zu verzichten, als mit der Korruption des dänischen Hofs ein niedriges Kompromiß zu schließen. Er liebt im kriegerischen wie im geistigen Helden in letzter Instanz das gleiche, die vornehme Menschennatur, die das nur sinnliche Dasein verachtet, weil ein Hauch der ewigen Heimat durch ihre Seele geht.

Wenn man aber das Theater verläßt, gerät man in eine deutsche Gegenwart hinein, in der auf literarischem Gebiet all das niedrige Gesindel der unterirdischen Spelunken Shakespeares eine dreiste Pöbelherrschaft

errichtet hat. Der Krieg, dessen große und ruhmreiche Erinnerungen für die Erhaltung unseres nationalen Bewußtseins so unendlich wertvoll sind, wird von undeutschen Individuen begeifert, die mit dem sicheren Instinkt ihrer Rasse gerade seinen heroischen Inhalt in ihren eigenen Sumpf herunterzureißen suchen. Unsere Heerführer, die auch dem anständigen politischen Gegner ehrwürdig sind, werden beschimpft, und den Spielplan der Berliner Bühnen scheint Frau Hurtig entworfen zu haben, um dem tugendhaften Dortchen Lakenreißer neue Kunden zuzuführen. Wir sind so arm, so bettelarm, wenn die festlichen Lampen Shakespeares erlöschen und wir als Menschen des Jahres 1919 über den Gendarmenmarkt in Berlin schreiten. Wir empfinden das Elend unserer geistigen Plebejerherrschaft doppelt tief, weil eben noch der souveräne Stolz Coriolans unsere Seele füllte. Obwohl aber vor dem Reichtum des Dichters die Farben unseres eigenen Lebens dahinwelken, schenkt uns doch gerade der Dichter einen Trost, der wie ein stiller Strom des Friedens durch unser Inneres geht. Wir besinnen uns darauf, daß er aus germanischem Blut entsprang und gerade bei uns eine Stätte der künstlerischen Pflege fand. Wir dürfen von uns sagen, daß wir in höherem Grade sein Volk sind, als irgendeine Nation in Europa. Wenn das aber zutrifft, können wir getrosten Mutes sein, denn das Volk Shakespeares kann niemals auf die Dauer seinen geistigen Schwertadel verlieren und wird sich schließlich auch von all dem Niedrigen zu reinigen wissen, das gegenwärtig noch seine Kultur befleckt.

Frühlingsglaube

(Hermann Bahr in den Kammerspielen)

Die mammonistischen Schichten, von denen literarische Amüseure wie Hermann Bahr getragen werden, haben durch die Revolution ein Ziel erreicht, dem sie von jeher mit der ganzen Brunst ihres Lebenswillens entgegenstrebten. Was rücksichtslose Raffgier mit allen moralischen und unmoralischen Mitteln nur irgendwie zusammenbringen konnte, nannten sie bereits vor dem Krieg ihr eigen, und ihre Lebensführung prunkte mit einer asiatischen Üppigkeit, die auf dem Boden der sandigen Mark fremdartig genug anmutete. Während ihre privatkapitalistischen Machtmittel aber so unheimlich anschwollen, daß sie fast über unser ganzes geistiges Leben eine deutschfeindliche Gewaltherrschaft verhängen konnten, blieben ihnen, dank der junkerlichen Steifnackigkeit, bestimmte Einflußsphären des Staats verschlossen und sie pflegten die Presse mit dunklen Weherufen über diese immerhin bescheidene Grenze ihrer sozialen Allmacht zu füllen.

Mit der revolutionären Beseitigung des Junker=

tums ist das nun zunächst anders geworden. Die staatliche Macht ist ihnen bis zu den höchsten Posten in die Hände gefallen, eine lange und zähe Wühlarbeit ist mit Erfolg gekrönt und die namenlose Dreistigkeit, mit der sie unserem schwergeprüften Volk ihr unsittliches Theatersystem aufzudrängen wagen, scheint zu beweisen, daß sie sich in der Hybris des Siegs befinden und den gegenwärtigen Zustand für einen entscheidenden Aufstieg ihrer Entwicklung halten.

Haben sie damit recht? Müssen wir wirklich fürchten, daß ihr planmäßiger Ausrottungskrieg gegen den deutschen Idealismus fortgesetzt werden und schließlich zum Ziel führen könnte? Wird der Herbst, der gegenwärtig allerdings durch unsere Kultur geht, anhalten, und ist die deutsche Seele dem Untergang geweiht? Oder dürfen wir auf einen Frühling hoffen, der uns von dem fremden Aussatz befreit und all das Warme und Schöne, all das Liebe und Innige, all das Stillvergnügte und Idyllische unseres poetischen Schrifttums neu erblühen läßt?

Wenn man die Dinge so obenhin betrachtet, die sich heute dem Auge darbieten, kann man sehr leicht zu der pessimistischen Stimmung kommen, die leider in weiten Kreisen unseres Volks verbreitet ist. Es sieht nicht lustig aus, das ist gewiß, und man müßte schon ein rechter Scharlatan sein, um über den schweren Ernst der Lage mit einigen fröhlichen Redensarten hinwegzugleiten. Soweit aber die große Kulturangelegenheit in Frage kommt, die uns im ästhetischen Teil des Blattes allein interessiert, besteht glücklicher-

weise kein Grund, die Zukunft für eine wesensgleiche Fortsetzung der Gegenwart oder des Voraugust zu halten. Jede historische Erscheinung ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden und diesem allgemeinen Gesetz sind glücklicherweise auch die Herrschaften unterworfen, die sich mit Sklavengesinnung und Sklavenmoral eine widernatürliche Herrschaft über unsere Kultur angemaßt haben.

Im Voraugust erlebten wir die üppigen Tage des entfesselten Kapitalismus, ein Goldstrom ohnegleichen floß durchs Land, und der sinnliche Lebensgenuß hatte als ein ungesunder Hang breite Schichten der Nation ergriffen. In dieser Zeitstimmung fanden Hermann Bahr und seine geistigen Vettern einen leider allzu mächtigen Bundesgenossen und es verschlug nichts, daß das geistige Leben unseres rüstigen Volks durchaus gesund geblieben war. Wenn Siegfried auch nur einen verwundbaren Punkt hat, fliegt gerade da der tödliche Speer hinein, und wenn deine Schleimhäute auch nur an einer Stelle krank geworden sind, nehmen sie gerade an dieser Stelle den Ansteckungskeim auf. Die kranke Stelle aber war vorhanden, nicht nur bei uns, sondern in ganz Europa, ja, in Europa mehr als bei uns, aus welchem Grund die hier beklagte Erscheinung einer kulturellen Sklavenherrschaft auch eine allgemein europäische ist.

Nach der Niederlage aber setzte sich die bleiche Not an unseren Tisch und wir müssen jeden Muskel und jede Sehne spannen, um bei schärfster Arbeit zunächst über das Verhungern hinauszukommen. Müssen wir

das aber, muß auch der Idealismus neu geboren werden, weil er allein den Menschen gesund erhält und weil sich mit ihm allein die Aufgabe lösen läßt. Oder glaubt wirklich ein vernunftbegabter historischer Betrachter, daß die Tage unseres Hungers die gleichen theatralischen Tendenzen zeigen werden wie die des übersatten Wohlstands? Ist es wahrscheinlich, daß die ewige Betonung des sinnlichen Kitzels, die nicht nur Herrn Bahr, sondern der ganzen Sippe eignet, in einer Zeit Erfolg haben wird, in der die magere trainierte Arbeitsfähigkeit Trumpf sein wird? Ich habe kürzlich an dieser Stelle über das spiritistische Problem gesprochen und bin durch das Echo all der Leser erschüttert worden, die einen lieben Angehörigen in der Welt der Gestorbenen wußten. Wo ist der traurige Narr, der sich zu der Ansicht bekennt, daß unser vom Tod schwer heimgesuchtes Volk an dem frivolen Zynismus des Herrn Wedekind seine Freude haben sollte? Selbst unseren Mehrheitssozialisten wird von der unerbittlichen Logik der Tatsachen die Wahrheit eingebleut, daß alle Mitglieder eines Volks unter sich solidarisch sind, und die uns umlagernde feindliche Welt wird dafür sorgen, daß sie nicht in Vergessenheit gerät. Wo bliebe die historische Logik, die für jeden tiefer blickenden Geist mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes waltet, wenn diese schweren bitteren Erfahrungen sich nicht gegen die würdelose Ausländerei wenden sollten, durch die wir um unseren köstlichsten Besitz, nämlich um uns selber, gebracht worden sind? Ach, nein! Ach, nein! Wenn (mit einem Ausdruck

Kellers) gegenwärtig auch der Siegesbrei der Bahr und Genossen in allen Pfannen schmort, so ist durch die inneren Voraussetzungen der Zeit doch dafür gesorgt, daß der räuberische Aufstieg diesmal wie immer durch einen katastrophalen Absturz enden und dem deutschen Herbst der neue Frühling folgen wird.

Der Weg nach unten . . .

(„Gabriel Schillings Flucht")

„Es hat sein Gutes", sagte mein Freund, als wir nach der Vorstellung durch die dunkle Straße schritten und die gegenwärtige schwere Zeit besprachen.

„Es muß ein Glück sein, daran glauben zu können."

„Gerade aus dem Schoß der tiefsten Finsternis wird das Licht geboren."

„Ich gäbe viel darum, wenn ich von diesem Licht nur einen Schimmer wahrnehmen könnte."

„Wenn die herbstliche Verwesung nicht wäre, könnte im Frühjahr die Welt nicht neu erstehen."

„Ich bin mißtrauisch gegen Parallelen, die mit der Sache so wenig zu tun haben. Könntest du dich nicht etwas deutlicher ausdrücken?"

„Ich fürchte nur, daß wir nicht fertig werden."

„Warum?"

„Weil du deine Rezension schreiben mußt."

„Ach, mein Freund, die Rezension über ‚Gabriel Schillings Flucht' ist schon so oft geschrieben worden, daß ich mich nicht nur kurz fassen kann, sondern aus sachlichen Gründen auch muß. Man greift im Bild der Arbeit die charakteristischen Züge des Hauptmannschen Verfalls ja förmlich mit Händen. Darüber hinaus

ist es, als ob sich die Schwäche des Dichters auch den im Stück auftretenden Menschen mitgeteilt hätte. Im besonderen der Gabriel Schilling, der haltlos hin und her taumelt und von einer Ohnmacht in die andere fällt, symbolisiert geradezu seinen geistigen Urheber. Man wird nicht behaupten wollen, daß der Anblick von so viel mattem Jammer erfreulich ist, muß aber hinzufügen, daß man trotz allem die Schriftzüge eines Dichters spürt und den Abend innerhalb des gegenwärtigen Elends empfehlen darf. Wenn ich meinen Lesern dann noch sage, daß die Aufführung vortrefflich war, ohne bedeutend zu sein, habe ich wirklich meine Schuldigkeit getan. Wie also soll ich dich verstehen?"

„Hast du etwas dagegen, daß ich den sozialen Organismus eines Volks mit dem Organismus des menschlichen Körpers vergleiche?"

„Warum sollte ich dagegen etwas haben?"

„Weil du über Parallelen unfreundlich zu urteilen schienst."

„Sie sind durchaus statthaft, wenn in der Sache selber Ähnlichkeiten vorhanden sind."

„Und das ist hier der Fall?"

„Unbedingt."

„Was geschieht, wenn giftige Stoffe in den Körper eindringen?"

„Der Mensch wird krank."

„Krank braucht er nicht immer zu werden."

„Siech also."

„Ja. Wenn nun aber fortgesetzt neue Giftstoffe hinzukommen?"

„Dann geht das chronische Siechtum in eine akute Krankheit über."

„Hältst du diese Krankheit für ein Unglück?"

„Hältst du sie etwa nicht dafür?"

„Nein. Die Giftstoffe waren ein Unglück; die Krankheit ist ein Versuch des Körpers, sie auszuscheiden."

„Wie geschieht das?"

„Der Mensch wird aus seiner Tätigkeit herausgerissen und ins Bett gelegt, damit keine Anstrengung die Arbeit der Natur störe. Die Temperatur wird erhöht. Das Herz arbeitet unter Fiebererscheinungen mit verstärkter Heftigkeit. Das Essen hört auf, weil die Nahrung den Organismus nur belasten würde. Die Ausscheidungsorgane treten je nach dem besonderen Fall in Tätigkeit. Darm, Nieren, Schleimhäute, Schweißporen: alle bemühen sich, die schädlichen Stoffe zu entfernen. Was wir Krankheit nennen, ist in Wirklichkeit die letzte verzweifelte Gegenwehr unseres Körpers."

„Und die Nutzanwendung?"

„Waren die Giftstoffe, an denen unser Volk augenblicklich unter Fiebererscheinungen erkrankt ist, nicht auch vor dem Kriege vorhanden?"

„Ja."

„Ich sollte meinen! Die Kinoseuche, die ungeheure Massen andauernd mit Verbrechen, Opium, Wollust vergiftet; die Ausländerei, die das völkische Gefühl umbringen will; der eiskalte Internationalismus des „Berliner Tageblatts"; die Spekulation in erotischen Perversitäten; das zynische Begrinsen sittlicher Werte:

alles war da, alles war in Tätigkeit, alles drang auf tausendfältige Weise in den nationalen Organismus ein — oder ist dir etwa das eine oder das andere durch seine Abwesenheit aufgefallen?"

„Nein."

„Wohlan, mein Freund, dann will mir scheinen, daß unser eigentliches Unglück schon im Frieden liegt."

„Daran habe ich nie gezweifelt."

„Der Novemberaufruhr hat das Lumpentum aller Sorten nicht geschaffen, er hat seine Tätigkeit nur erhöht und vervielfältigt, er hat es schamlos und dreist gemacht."

„Das stimmt."

„Hältst du es nun für ein Unglück, daß die inneren Feinde sich endlich, endlich demaskieren und unserem Volk ihr verbrecherisches Gesicht zeigen?"

„Es wird auf den weiteren Verlauf ankommen."

„Ihre verzehnfachte Tätigkeit hat uns krank gemacht, das ist wahr. Häßliche Geschwüre sind entstanden. Der Eiter bahnt sich mit grauenhaftem Gestank seinen Weg. Unser sozialer Organismus wird durch die angehäuften Giftstoffe bald in heißen, bald in kalten Schauern gerüttelt. Unser Siechtum ist in das unverhüllte Stadium übergegangen. Man ist aber der Genesung näher, wenn die Krankheit ihre letzten Gewaltmittel anwendet."

„Auch dem Tode, wie mich dünkt."

„Auch das."

„Und woraus glaubst du schließen zu dürfen, daß die Krankheit nicht im Sarg enden wird?"

„Aus der Not."

„Der Grund ist mir zu allgemein."

„Mir will umgekehrt scheinen, daß uns die Not täglich in der denkbar präzisesten Form ihre Daumschrauben ansetzt. Auf dem Hintergrund einer schlemmerhaften Üppigkeit wären die erotischen Verfallserscheinungen im Berliner Theaterleben außerordentlich bedenklich, auf dem Hintergrund der schwärzesten Not führen sie vielleicht zur Katastrophe, aber nicht ins Grab."

„Dann treiben die Herrschaften ja im Grunde eine schlechte Politik?"

„Von ihrem Standpunkt aus eine hundeschlechte. Man könnte mit ihrem Verstand, wenn er Arsenik wäre, nicht einmal einen Kanarienvogel vergiften. Oder ist es dir zweifelhaft, daß die Tage unseres augenblicklichen politischen Systems gezählt sind?"

„Nein."

„Muß der Umschwung nicht spätestens kommen, wenn unser wirtschaftlicher Ruin vollendet ist?"

„Ja."

„Und wird es uns dann nicht nützen, daß wir die kulturellen Giftstoffe unseres nationalen Organismus in so unheimlicher Tätigkeit gesehen haben?"

„Man sollte meinen."

„Bester Freund, so lange man nur siech ist, beruhigt sich die liebe Bequemlichkeit mit allerhand Ausflüchten. Erst wenn die akute Krankheit im Körper gewütet hat, ist man gründlich belehrt."

„Du scheinst die Krankheit also nicht nur für eine notwendige Erscheinung zu halten, sondern geradezu für ein Glück?"

„Ja. Wir sind auf dem historischen Weg nach unten, der durch alle Häßlichkeiten der Verwesung hindurchführt. Wenn aber die Todesgerüche des Herbstes nicht wären, könnte der Frühling nicht so hoffnungsvoll sein blaues Auge aufschlagen."

„Du räumtest mir schon ein, daß in der Krankheit auch alle Möglichkeiten des Untergangs vorhanden sind?"

„Ja."

„Dann werden wir uns wohl wehren müssen, wenn wir den Augenaufschlag des Frühlings erleben wollen?"

„Das müssen wir."

„Wenn wir uns nicht wehren, würde Gott uns preisgeben?"

„Mehr noch, mein Freund! Wir könnten dem gegenwärtigen Zustand gegenüber die Waffen nur ruhen lassen, wenn er uns schon preisgegeben h ä t t e.

„Das aber wäre der Tod?"

„Ja, und nicht etwa ein zukünftiger, sondern der bereits eingetretene. Die Geschichte brauchte dann nur noch den deutschen Kadaver aus dem Weg zu räumen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Hoffentlich wird es deine Leser nicht verdrießen, daß ich dir die Zeit für die Rezension verkürzt habe", sagte er, als wir schließlich an der Zimmerstraße auseinander gingen.

Inhaltsverzeichnis umstehend

Inhalt

